

Martin Bernklau

Liebe, Leid, Corona

Inhalt

I.	.....	3
II.	.....	16
III.	.....	25
PARIS	.....	25
	Hochgeschwindigkeit.....	25
	Bescheidene Verhältnisse (Paris).....	27
	Quartier Latin.....	28
	Deux Magots.....	29
IONIEN	.....	30
	Das Haus Alexanders (Priene).....	31
	Die Geburt des Denkens (Milet)	32
	Göttliche Zwillinge (Didyma).....	33
	Vor dem Tor (Troja).....	35
	Der Dunkle am Tempel (Ephesos)	37
PARIS	.....	40
	Le Bataclan.....	40
	Picassos Pornos	42
	Le Marais juif.....	43

ISRAEL.....	44
Berg der Provokation (Jerusalem).....	45
Gruft und Auferstehung (Grabeskirche).....	46
Wo die Toten warten (Ölberg).....	48
Widerstand (Masada).....	49
Tal des Lebens (Am Toten Meer).....	51
Soldaten, Bomben, wachsam sein (Zum See Genesareth) ...	52
Heilige, Sünder, Wunder (Tiberias, Kafarnaum, Jordan)....	54
Froschkönigs Taufe (Jordan, Yardenit)	56
Feiern und sterben (Tel Aviv).....	57
Mauern, Märtyrer, Ekstasen (Bethlehem).....	59
Schwarze Stadt (Jericho, Jerusalem).....	62
Pally (Jerusalem).....	64
Die Halle der Kinder (Jad Vashem).....	67
PARIS.....	72
Das Waschboot (Montmartre).....	72
Dalida, Heine und Mathilde (Montmartre II).....	73
Die Sphinx	74
Der Blinddarm (Bretagne).....	75
Blicke (Eiffelturm, Musée d'Orsay).....	79

Die hier geschilderten privaten Personen, Schauplätze und Geschehnisse sind frei erfunden, die öffentlichen und historischen nicht. Manche Szenen sind von tatsächlichen Begebenheiten auf Reisen inspiriert. Politische Meinungen, Ansichten oder Überzeugungen der Figuren müssen sich nicht mit denen des Autors decken.

Martin Bernklau

Liebe, Leid, Corona

Ein Reiseroman

I.



»Auf Reisen habe ich nie Depressionen«, sagte Marc.
»Ich freue mich auf Paris.«

Die [blaue Mauer](#) der Berge bewachte den Horizont. Nach dem Regen der Nacht hingen die Wolken noch bleigrau am Himmel. Aber die Herbstluft war klar. Es war noch nicht zu kühl zum Joggen. Eisheilige waren sie beide nicht.

Die Strecke maß genau fünf Kilometer. Sie führte zunächst über die Streuobstwiesen, wo jetzt im Oktober die Äpfel im Gras verfaulen, dann durch den immer noch dicht und bunt belaubten Mischwald, in dem nachts wieder gejagt wurde. Es war fast windstill, aber ein zarter Pilzduft streifte immer wieder um ihre Nasen: Unter Buchen fanden sich die schmackhaften schwarzen Totentrompeten. Von einem Hochsitz, auf dem Ella in den Dämmerstunden eines milden Spätsommerabends Marc einmal einen Blowjob geschenkt hatte, wie nur sie das konnte, waren sie damals von einer Jägerin, die sie vom benachbarten Ansitz aus mit ihrem Feldstecher erspäht hatte, in barschem Befehlston vertrieben worden.

Ähnlich wüst und harsch hatte sie in Polen der neue Besitzer jener - aus »Schindlers Liste« bekannten - Kommandanten-Villa Amon Göths verjagt, als sie am Rand des einstigen Konzentrationslagers Płaszów bei Krakau den Bauzaun überklettert hatten, um scheinbar heimlich das offenstehende Haus zu betreten.

Jetzt liefen sie an einer umzäunten Obstplantage vorbei den Waldrand entlang. Hinter den Bäumen, drunten im Tal, lag der Weiher, wo Marc vor vielen Jahren beim Laufen im Morgengrauen plötzlich ein völlig aufgelöster Angler entgegenkommen war. Er habe im Ufergestrüpp ein totes Mädchen gefunden, hatte der Mann wild fuchtelnd gerufen, die Polizei müsse kommen. Verdattert hatte Marc nachgefragt, ob die Tote denn wirklich tot sei. Den halb entkleideten Körper hatte er nur von ferne sehen können. Er war dann doch sofort umgekehrt, nach Hause gerannt und hatte den Notruf gewählt. Über den [Fall Ulerika](#), einen sogenannten Ehrenmord, sollte er später aus dem Gericht berichten.

Auf der Wiese linkerhand dösten neben einem Wassertank und hinter mobilen Stromzäunen Mutterschafe und ihre schon groß gewordenen Lämmer, unter demselben Birnbaum, in dessen Schatten die Tiere schon sommers vor Sonne und Hitze Schutz gesucht hatten. Ein Schwarzes war darunter. Am Himmel zogen zwei Rotmilane ihre Kreise, ein Paar, das sein Revier wieder gegen zornige Rabenkrähen, zuweilen auch gegen Bussarde verteidigen musste. Marc und Ella liefen um den Reiterhof herum, wo die greise Schäferhündin Laila Wache lag, und schließlich an der Pferdekoppel vorbei wieder zurück zum Auto, das sie immer neben dem offenen Kuhstall parkten.

Der fast ebene Rundkurs, kürzer als frühere Strecken, war ihnen länger schon zum Standard geworden. Die von den Mutterkühen abgesonderten Kälber in ihren kleinen Boxen taten Ella unendlich leid. Aber sie sprach das nicht mehr an, zumal sie an diesem Morgen wieder eine Migräne zu plagen begann.

Marc hingegen redete seit Wochen noch ein bisschen mehr als zuvor. Immer früher musste er vom Laufen in eine Art strammen Marschs fallen, während Ella im langsamen Tempo neben ihm weitertrabte. »Töffeln« nannte sie das. Und damit bezwang sie sonst selbst steilste Anstiege tapfer. Eine Blockade des Iliosakral-Gelenks peinigte Marc seit Monaten. Auch die Einlagen für das etwas kürzere rechte Bein und immer mehr Aspirin-Tabletten, die sein Magen erstaunlich gut vertrug, kamen gegen den bis zum Knie hinunterziehenden Schmerz nicht mehr an. So musste sich eine von Altersarthrose ruinierte Hüfte anfühlen. Auch ein paar überflüssige Pfunde schleppte Marc mit sich rum. Und er trank zuviel, schon länger.

Bei der Herfahrt hatten sie über den Fall von Bergisch Gladbach gesprochen, der gerade die Presse beherrschte, eine weitere dieser barbarischen Kinder-Quälereien. Staufen, Lügde, Münster hießen andere Orte solchen Grauens. Vor Jahren hatte Ella mal ganz leise wie beiläufig erzählt, dass sie ihren Mann beim Anschauen von Kinderpornos an seinem Computer beobachtet hatte.

Das war ungefähr zur selben Zeit, als sie Marc mit einem Beben der Empörung in der Stimme berichtet hatte, ein einziges Mal nur, Dieter habe betrunken von ihr verlangt, mit ihm zu schlafen. Dabei hatte sie auch ganz leise Andeutungen gemacht, ihr Mann könnte sich irgendwie an Silva vergriffen haben, der jüngeren Tochter, die mit Magersucht und Boulimie zu kämpfen hatte. Aber beidesmal hatte Ella dann ganz schnell das Thema gewechselt.

Mit einer Art Tabu waren zwischen dem Liebespaar die Partner belegt - jedenfalls bis zu Marcs Trennung von Lena, der Mutter seiner beiden Söhne, einer zierlichen, aber drahtigen Frau von dunklem Teint, fast schwarzem, glattem Haar, braunen Augen und herber Schönheit. Der Chansonnière [Marie Laforêt](#) sah Lena - bis auf die Farbe der Iris - entfernt ähnlich. Marc war nie mit ihr verheiratet gewesen.

Lena hatte ihn betrogen mit einem Lover aus den lang zurückliegenden Zeiten einer »offenen Beziehung«. Nicht das Fremdgehen an sich hatte Marc gekränkt. Er tat es ja auch. Es war die Art, wie Lena, die erotisch ihm gegenüber seit jeher eher Spröde, bei ihm zusammen mit Daniel, dem jüngeren Sohn, zum Rehbraten eingeladen, vor oder nach einem Date, auf hochhackigen Stiefeln so aufgekratzt herumstolz war, wie er es an ihr nicht kannte und als nuttenhaft empfand. Das war zwei Tage vor dem geplanten gemeinsamen Trip nach New York gewesen. Dort, mitten in Manhattan, war es dann auf offener Straße, am Washington Square, zu einem lautstarken Showdown gekommen, nachdem sie die Affäre all die Tage lang beharrlich geleugnet hatte.

Weil Marc so sehr an der Sache litt, hatte Ella sacht nachgefragt und allmählich etwas mehr über die Geschichte und ihre Hintergründe erfahren. Nur hin und wieder hingegen, etwa wenn es um den Klimawandel ging oder um die Energie- und Verkehrswende, fiel am Rande auch Dieters Name. Er war Abteilungsleiter bei einem Autobauer und entwickelte Sensoren.

Wie seit bald zwölf Jahren eigentlich fast jeden Werktag liefen sie morgens ihre Runde, fuhren danach am abgelegenen Alten Judenfriedhof vorbei, der immer mal wieder geschändet wurde, passierten drunten im Tal das etwas düster wirkende Tierheim, wo die Hunde aus ihren Zwingern heraus wütend verbellten, was immer vorbeikam, und steuerten schließlich im Gewerbegebiet das Fitness-Studio an, wo sie sich kennengelernt hatten. Meist machten sie dort noch ein paar Kraftübungen an den Geräten und gingen nach dem Duschen für einen Durchgang in die Blockhaussauna. Weil dort um diese Zeit nur ganz selten jemand war, genehmigten sie sich in der Hitze gelegentlich »was Schlampiges«, wie Ella das gleich zu Beginn ihrer Beziehung genannt hatte. Nach ein paar Minuten im Ruheraum zogen sie sich um. Sie brachte ihn dann für gewöhnlich zu seiner Wohnung zurück. Vor allem anfangs fuhr Ella gern kleine Umwege, um noch etwas länger miteinander reden zu können.

Sie gab normalerweise erst nachmittags ihren Unterricht, darunter viel musikalische Früherziehung in Gruppen für Vorschulkinder. Manchmal erteilte Ella auch frühmorgens vor Schulbeginn Flöten- oder Gitarrenstunden. Marc setzte sich meist gleich nach dem Sport an den Schreibtisch, verfasste seine Artikel, bearbeitete die Fotos am Laptop und sprach sich mit den Redaktionen ab. Seine Arbeit als Freier Journalist nannte er zwar gern »den schönsten Job der Welt«. Doch war dieser Job meist ziemlich mies bezahlt. Dass Marc immer mehr Mühe hatte, die Monatsraten für seine Wohnung aufzubringen, dürfte seine Depressionen verschärft und diese düsteren Episoden häufiger, tiefer und hartnäckiger gemacht haben.



In seinen Hund, einen fast weißen Golden Retriever von geradezu son-nigem Wesen, der auf den Namen Jesco hörte, hatte sich Ella sofort verliebt, fast genauso heftig wie zuvor in dessen Herrn. Und der Hund sich in sie. Von ihrem eigenen Tier, einem schon betagten und eher lauffaulen Mops namens Toni, bekam Marc nur wenig mit. Das blieb ihr Familienhund, der nur dreimal täglich noch seine kurze Runde um den Block spaziert wurde.

Bei einem langen Spaziergang mit Jesco in den Herbstwäldern rund um Einsiedeln, das einstige Hofgut des Herzogs, hatte Marc ihr zu erklären versucht, was es mit seinen Depressionen auf sich hatte. Er empfand dieses Leiden als das Unvermögen seiner toten Seele, noch irgendetwas fühlen zu können, keine Freude mehr, nicht Schmerz noch Leid. Er könne dann keine Schönheit mehr wahrnehmen, keinen Wohlklang mehr hören, keinen Duft mehr ahnen. Gutes Essen, große Kunst, schöner Sex? Nicht die leiseste Lust sei mehr zu spüren, nicht einmal Trauer darüber, Wut, Zorn oder gar Hass sowieso nicht. Keine Hoffnung, keine Zukunft, kein Licht. Arbeiten könne er meist noch, mechanisch zumindest, erzählte er. Das stabilisiere ihn sogar, so wie dezente Zuwendung und Fürsorge. Auch nahe Menschen könnten das kaum verstehen und stünden meist so ratlos wie hilflos davor. Umgekehrt, meinte Marc, könne er seine Leidensgenossen ziemlich zuverlässig erkennen, wie an einem geheimen Zeichen auf der Stirn und an dem Schatten im Blick. Winston Churchill, auch er mit ihrer manischen Seite vertraut, habe die Depressionen »Black dog« genannt, seinen schwarzen Hund.

Ella hatte nicht nur gut, genau und geduldig zugehört, sondern auch kluge Fragen gestellt, ihn am Ende des Wegs lang umarmt und gesagt:

»Ich glaube, ich habe verstanden.«

Mit Sport und mit Musik hatte ihre Begegnung begonnen. Beides half ihm gegen diese schwarze Galle der Melancholie, besser als Pillen, Wein und Whisky, wie Marc wusste. Er hatte Ella auf die Chorpartitur angesprochen, die sie auf dem Laufband neben seinem scheinbar stumm studierte. Vielleicht hatte sie gesummt. Manchmal mochten sich ihre Lippen leicht bewegt haben. Es war Mendelssohns »Paulus« gewesen. Man hatte Telefonnummern und Mail-Adressen getauscht, und sie hatte sich noch am selben Tag bei ihm gemeldet. Zwar war Ellas erste Nachricht zunächst im Spam-Ordner gelandet. Aber bald begann neben den Treffen beim Sport am Morgen ein Mail-Wechsel, der ihnen schnell zur täglichen Übung wurde und neben manch geistreicher Wendung immer mutigere erotische Andeutungen enthielt. Sie ging da ganz kess voran.

Eine Reise-Reportage aus dem türkischen Ionien vom Bafa-See und dem Latmos-Gebirge mit dem antiken Herakleia - damals noch zusammen mit Lena unternommen, per Bus und Anhalter, mit Rucksack und Zelt - hatte Marc »zum kritischen Lesen« an Ella geschickt. Die Zeilen über die mythische Höhle dort, ein Felsheiligtum, wo sich die Mondgöttin Selene, später Artemis, den in tiefen Schlaf versetzten Endymion als Lustknaben gehalten haben sollte, kommentierte sie frech mit dem Satz:

»Die Höhlenbilder gefallen mir. Und der schöne Geliebte sprach gleich meine schlampige Fantasie an: Leider schläft er!«

Sofort hatte Ella versuchen wollen, ob Marc nicht mit ein paar letzten Proben als Gastsänger an dem Oratoriums-Projekt ihres evangelischen Kirchenchores teilnehmen könnte. Mit dem christlichem Umfeld hatten beide nichts zu tun. Jedenfalls nicht *mehr*. Marc, der mal vier Semester Katholische Theologie studiert hatte, nannte alle Kirchen und Sekten längst nur noch höhnisch »Aberglaubens-Gemeinschaften«.

Das Mitmachen aber klappte tatsächlich, nach einem Gespräch samt Vorsingen bei der ehrgeizigen Dirigentin, die mit Ella befreundet war. Marc war ganz begabt und geübt und verfügte über eine schöne Baritonstimme. Ella sang Sopran. Bei zwei Aufführungen des »Paulus« in Glanz und Gloria einer barocken Hofkirche und in der feierlichen Strenge des gotischen Gotteshauses ihrer Stadt konnten sie ihre Verliebtheit nur noch schwer verbergen.

Dass sie kurz vor Weihnachten auf seinem weißen Ledersofa das erste Mal miteinander schliefen, war keine Überraschung mehr. Marc wunderte sich nur, dass sie untenrum rasiert war und sich weiße Schwangerschaftsstreifen auf ihrer hellen Haut zeigten. Und Ella wunderte sich, dass er so still dabei blieb. Aber es passte und sollte sich bald stürmisch entwickeln.

Die ersten fünf Jahre über war ihre Liebe eine heimliche Liebe geblieben. Mit Dieter hatte Ella einen frisch promovierten Ingenieur in gutbezahlter Stellung geheiratet, den sie im Studium kennengelernt hatte. Ihr Diplom als Mineralogin hatte sie noch gemacht, sich aber bald ganz den beiden Töchtern gewidmet, die rasch im Zweijahresabstand geboren worden waren.

Ihre Musikkenntnisse hatte Ella später an privaten Schulen erworben, ihr Flötenspiel und die Fertigkeiten auf der Gitarre und am Klavier vertieft, nachdem die Mädchen aus dem Gröbsten raus waren, also als Svantje und dann auch Silva, die sensible Jüngere, in den nahen Kindergarten gekommen waren. Die Töchter lebten bis zu ihrem Abitur im Elternhaus und besuchten beide ein ehemaliges Mädchen-Gymnasium mit sprachlich-musischem Zug.

Die körperlich und auch im Wesen robustere Svantje kam eher nach dem Vater, einem großen, massigen Mann von meist missgelaunter Miene, der in gebieterischem Gang mit nach außen weisenden Füßen einen Bauch vor sich herschob. Svantje hingegen wirkte freundlich, fast immer fröhlich und wurde später Kinderkrankenschwester, heiratete und versuchte mit ihrem Mann lange verzweifelt, selber Kinder zu bekommen.

Silva, die Jüngere, schlank, hübsch und hochgewachsen, sah - bis auf die Andeutung von Dieters habsburgisch vorstehender Unterlippe - gerade in ihrem gewinnenden Lächeln mehr der Mutter ähnlich, wirkte aber oft still und melancholisch, zuweilen sogar traurig. Sie hatte lang mit ihrer Magersucht zu kämpfen gehabt, sich aber als Studentin der Ethnologie in München stabilisiert. Ihr Freund Mahmoud, ein Flüchtling aus Syrien, den sie per Tinder gefunden hatte, trug mit seiner Fürsorge und seinem Fleiß wohl viel dazu bei. Treu freilich war er nicht, was immer wieder zu Krisen führte.

Marc war - wieder bei getrennten Wohnungen - zum zweiten Mal nach beider Liebeszwischenspielen eine Lebensgemeinschaft mit Lena eingegangen, die seine erste Liebe war, eine Jugendliebe, und nun als Frauenärztin ohne Dokortitel in der Klinik arbeitete. In Berlin hatte sie die beiden gemeinsamen Söhne geboren.

Der eine, Daniel, war aus dem Zimmer unterm Dach von Mamas Maisonette-Wohnung nach Kiel gegangen, später als Meeresgeologe nach Kopenhagen, wo er mit einer klimatologischen Arbeit über grönländische Gletscher als PhD seinen Doktor gemacht hatte. Julian, der Ältere, der bei seinem Vater wohnte, seit Lena einem gemeinsamen Sorgerecht zugestimmt hatte, war nach abgeschlossener Zimmermanns-Lehre zunächst ins Niederrheinische gezogen, um dort das Abitur nachzuholen. Dann hatte er ein Lehramts-Studium aufgenommen, im Herzen des Ruhrpotts, in Dortmund. Das anschließende Referendariat an einer großen Schule in Gelsenkirchen aber hatte er entnervt abgebrochen.

Sein Zappelphilipp-Syndrom, später als ADHS eine Art Modekrankheit für all diese Helikopter-Eltern geworden, hatte dabei eine gewisse Rolle gespielt. Sein Mentor schikanierte und piesackte ihn nur noch, nachdem Julian zur ersten Lehrprobe mit zwei Minuten Verspätung ins Klassenzimmer gehetzt war. Viel zu spät hatte er sich zuvor in die Schlange am Kopierer des Lehrerzimmers eingereiht und sich mit der immer schneller verrinnenden Zeit verschätzt – so typisch für ihn wie die notorischen Blackouts bei Prüfungen. Julian arbeitete nun als Betreuer und Deutschlehrer für junge Migranten, vorwiegend für Syrer, aber auch mit Irakern, Afghanen und Afrikanern, die eine Handwerkslehre anstrebten. Es war ein befristeter Job bei einer dieser Firmen, die eigentlich nur die Fördermittel vom Arbeitsamt abzockten.

Schnell war Ella von Marcs Söhnen angenommen worden. Beide schätzten ihr einfühlsames Interesse, ihre Intelligenz und den gelegentlich aufblitzenden trockenen Witz. Noch früher schloss seine Familie sie ins Herz, also der inzwischen greise, aber geistig noch recht fitte Vater, Marcs Geschwister, Neffen und Nichten, der Schwager und die Schwägerin. Ellas aufmerksame und zupackend praktische Art kam gut an. Lena war zwar als Mutter der Enkel respektiert worden, aber sie war eher eine Prinzessin gewesen. Die beschützende Fürsorge Ellas und ihren Trost nach Marcs Trennung von Lena hatte die ganze Familie sehr genau wahrgenommen und dankbar zu schätzen gewusst, gerade angesichts der schweren depressiven Krise, in die Marc bald danach gefallen war.

Mit dem Freitod seines jüngeren Bruders Stefan kaum ein halbes Jahr später hatten sich nach dem bedrückenden Begräbnis die Bindungen noch gefestigt. Dem Bruder war in der Klinik die fatale Kombination aus Antidepressiva und Antriebs-Stimulantien verabreicht worden. An einem Heimwochenende, die Freundin war joggen, hatte er sich sonntagmorgens aufs Bett gelegt und mit einem Stilet zwei Stiche in die Brust versetzt. Der zweite hatte das Herz getroffen.

Marcs Berührungspunkte mit Ellas Umkreis beschränkten sich über all die Jahre auf ganz Weniges. Als man ihre an Multipler Sklerose leidende Mutter nach gut zweijährigem Wachkoma - von der Tochter täglich besucht und betreut im nahen Pflegeheim - zu Grabe trug, nachdem sie an Heiligabend in Ellas Beisein gestorben war, hatte Marc am E-Piano ihre Flötenstücke begleitet: Händels »[Lascia ch'io pianga](#)«, das »Adagio« Tomaso Albinonis und Mozarts mystisch frommes »[Ave verum](#)«. Denn Ellas Mutter war im Herzen immer katholisch geblieben neben ihrem mürrisch-strengen Mann, einem promovierten Physiker, Gymnasiallehrer und alt-linken Agnostiker, der [Franz Josef Degenhardts](#) Lieder vom Klassenkampf liebte und der seine Frau bis kurz vor seinem eigenen Lungenkrebs-Tod aufopfernd und pflichtbewusst gepflegt hatte.

Zum Begräbnis war Ellas ganze kleine Familie angereist, die weiters nur noch aus drei Geschwistern mit ihren Partnern bestand, alle kinderlos: dem ältesten Bruder, Leiter des Uni-Rechenzentrums in Marburg, der gleichfalls an MS litt. Dann einem nach Kanada ausgewanderten Forst-Professor, der mit seiner Cindy in der Wildnis wohnte. Bei Besuchen zu Vorträgen und Kongressen in Europa hatte er seiner Schwester für Marc, ohne dem je begegnet zu sein, immer selbstgemachte kleine Würstchen vom selbsterlegten Elch mitgegeben. Und dann der Jüngsten, die mit ihrem Mann in Bayern ein geographisches Gutachter-Büro betrieb. Von Dieters Geschwistern war niemand gekommen.

Die jüngere Tochter Ellas hatte Marc über die Mutter hin und wieder für Referate mit Fachliteratur zu Musik und Religion, zu Kunst und Kulturgeschichte versorgt, als Vegetarierin auch mit getrockneten Totentrompeten oder mit seinem Bärlauch-Pesto, für das sich Silva der geradezu giftgrünen Farbe wegen witzelnd als »radioaktiv« bedankte. Wenn er Ella zu Konzerten, Ausstellungen oder Theaterabenden abholte, war Marc ihrem Mann zuweilen beiläufig begegnet. Ab und an sah er ihn auch mal morgens im Supermarkt, wo Dieter sich meist nur mit Sekt eindeckte. Man grüßte sich dann flüchtig. Größer hätten die Gegensätze nicht sein können: Dieter, nachdem er den Prosecco im Kofferraum verstaut hatte, bestieg im Businessanzug seinen schweren Phaeton. Marc, mit Jeans und Rucksack, sommers in schwarzer Zimmermannsjacke, übers Winterhalbjahr meist mit schneeweißer Malerkluft, schwang sich aufs Fahrrad.

Ella gefiel nicht, dass Marc jetzt von einer unvermeidlich nahenden Krise der Automobil-Industrie sprach, auch wenn das ihren Mann in seiner leitenden Stellung wohl zuallerletzt betreffen würde. Aber ein führender Metall-Gewerkschafter hatte gerade in einer Rede vor Betriebsräten, über die Marc für die Lokalzeitung berichten sollte, die drohende Klimakatastrophe in düstersten Worten für die wichtigste aller Aufgaben erklärt, der sich die Gewerkschaften und Arbeitnehmer nicht verschließen dürften. Marc regte das auf.

»Das geht doch ganz klar gegen die eigentlichen Interessen der Beschäftigten«, ereiferte er sich. »Klimaschutz mag ja die Welt retten wollen. Aber ein linkes Projekt ist er gewiss nicht.« Ella schwieg. Er verstand. Oder er glaubte zu verstehen. Das lange Schweigen beendete sie erst kurz vor dem Ende der Runde.

»Da ist etwas passiert mit Dieters ältester Schwester«, sagte sie leise.

Marc entgegnete nichts. Er sah und spürte ihre Erschütterung. Die Augen, vom gleichen Graublau wie seine, wanderten unruhig. Sie war ganz blass, trotz des Laufs an frischer Luft. Diese Schwägerin kannte er nicht einmal dem Namen nach. Denn auch Dieters Herkunftsfamilie fiel unter das einvernehmliche Tabu zwischen ihnen. Erst im Wagen gab Ella dann doch noch ein paar Details preis.

»Ihr Schwiegersohn hat sie gefunden, als er morgens das Enkelkind abgeben wollte. Tot. Im Badezimmer. Sie hing wohl stranguliert am Türgriff. Erdrosselt mit dem eigenen Schal.«

»Was?«, fragte Marc ratlos, »Wie das? Selbstmord?«

»Mehr weiß ich nicht, Dieter auch nicht«, antwortete sie tonlos. »Es gab wohl nur ein kurzes Telefongespräch mit der Familie. Die sind da auch alle völlig durcheinander. Der Schwager war wohl irgendwie auswärts gewesen, als man sie fand. Jetzt sei Polizei im Haus, sagt Dieter.«

»Wo wohnen die?«, fragte Marc noch, merkte aber gleich, dass ihr schon das zuviel war.

»In Landsberg«, antwortete Ella knapp. »Die Beerdigung soll wohl am Donnerstag sein, ein Urnenbegräbnis. Es kann sein, dass Dieter nicht gleich zurückfahren will und ein Zimmer bucht.«

»Das finde ich seltsam«, wandte Marc vorsichtig ein.

»Was?«, fragte Ella nach.

»Den Termin«, gab er zurück. »Gibt es denn was Genaueres zu den Todesumständen?«

»Nein, da wird wohl immer noch ermittelt. Dieters Schwager muss zusammengebrochen sein, als sie ihn von seiner Arbeit heimgerufen hatten. Gestern haben sie ihn wohl trotzdem lang vernommen.«

»Das kann man nachvollziehen«, sagte Marc. »Aber deshalb glaube ich auch ehrlich gesagt nicht, dass der Staatsanwalt die Leiche schon so schnell freigibt nach Lage der Dinge, erst recht nicht für eine Feuerbestattung.«

Sie sagte nichts.

Nach einer Weile fuhr er fort: »Selbstmord mit dem eigenen Schal an der Türklinke im Bad? Das klingt nicht besonders plausibel. Es sei denn, sie hätten einen Abschiedsbrief gefunden. Hätte sie denn Gründe gehabt? Unheilbar krank vielleicht? Depressionen womöglich?«, fragte er.

Und als von Ella keine Antwort kam, dachte er laut weiter: »Aber dann nicht so.... am Türgriff! Ein Unglück? Ausgerutscht und ganz blöd hängengeblieben – halte ich für ausgeschlossen. Ehekrach? Zerwürfnis? Das wäre dann genauso gut ein Mordmotiv... Vielleicht ein unbekannter Dritter? Jedenfalls finde ich es wahrscheinlicher, dass ihr irgendwer irgendwas gegeben und sie dann an die Klinke gehängt hat, weil der Körper für was Höheres zu schwer war. Das müsste sich im Blut nachweisen lassen, je nachdem, ob und wie lang sie noch gelebt hat. Wenn sie schon tot war beim Aufhängen, dann hätte das der Gerichtsmediziner schnell feststellen können. Histamin. Aber genau deshalb wird der Staatsanwalt die Leiche nicht freigeben, erst recht nicht, wenn sie verbrannt werden soll.«

Er hielt inne, auch weil er spürte, dass diese Detektiv-Logik, die ihm mehr vom Gericht als aus Krimis geläufig war, sie verletzen könnte. Immer noch war Marc davon ausgegangen, dass das zwar ein mysteriöser Fall, aber der Tod einer fernerer angeheirateten Verwandten war, mit der Ella nicht besonders viel zu tun gehabt hatte. Doch da irrte er. Sie hatten eben bloß praktisch nie über Dieter und seine Familie gesprochen. Dass Ella ihn zur Beisetzung begleiten würde, fand Marc im Prinzip richtig und normal. Das gehörte sich so.

Aber ein Hauch von Besorgnis war da wegen Paris. Die gemeinsamen Reisen, meist zweimal im Jahr, waren ihm wichtig, wichtiger wahrscheinlich als ihr. Nebenbei auch deshalb, weil sie dann auch mal ganze Nächte nebeneinander verbringen und zusammen aufwachen konnten.

»Darf ich dich gleich heimbringen?«, fragte sie, »Mir ist nicht nach Sauna. Nach Leuten erst recht nicht.«

»Ja, klar«, sagte er.

»Mach's gut«, sagte Marc, als Ella ihn vor seiner Haustür abgesetzt hatte. Wie immer stieg sie aus, um den kleinen Kofferraum ihres Smart zu öffnen, aus dem er seine Sporttasche nahm.

»Melde dich, wenn ich was für dich tun kann«, fügte er an. »Ansonsten bis Mittwoch. Zur üblichen Zeit. Morgen früh habe ich Gericht. Du weißt ja, wieder so ein Missbrauchsfall. Vater, beide Töchter. Finstere Gegend das. Meine Heimat. Werde wohl nachmittags gleich schreiben. Ich mail' dir den Text«, sagte Marc noch im Stehen.

Sanft nahm er ihren Kopf in die Hände, gab ihr vorsichtig einen Kuss auf den Mund und umarmte sie, noch sachter als sonst, weil sie der Todesfall doch offenbar ziemlich mitgenommen und verletztlich gemacht hatte. Ella senkte den Blick und schaute erst ganz zum Schluss noch einmal herüber. Dann stieg sie ein, wendete ihren Wagen, winkte noch kurz und fuhr davon in einer Eile, die ihm fast fluchtartig vorkam. Marc sah dem Auto versonnen nach.

Als der Smart seinen Blicken entschwunden war, beschlich ihn noch deutlicher die leise Sorge, ihre gemeinsame Reise nach Paris könnte womöglich doch noch fraglich werden. In knapp zwei Wochen wollten sie aufbrechen. Das Zimmer in einem kleinen billigen Hotel im östlichen XIX. Arrondissement, nahe dem Parc des Buttes Chaumont, war bezahlt, die Plätze im ICE nach Paris, Gare de l'Est, und im TGV zurück nach Stuttgart, waren gebucht.

Den Zug, kaum teurer als ein zunächst ins Auge gefasster Flug, hatte sie gut gefunden, als er sie ein paar Wochen zuvor danach gefragt hatte.

»Das hätte meinem Vater gefallen«, hatte Ella angemerkt. Auf eine vielleicht etwas schäbige Unterkunft hatte Marc sie vorsorglich vorbereitet. Paris war teuer, da musste man die Ansprüche senken, wenn es so erschwinglich bleiben sollte wie alle ihre Reisen bisher.

»Geld erniedrigt«, hatte er über diesen Zwang zur Bescheidenheit bemerkt. »Wenn man genug hat genauso, wie wenn es fehlt.«

»Das wird schon passen«, hatte sie ihn beschwichtigt. »Du hattest da immer ein Händchen. Ich konnte mich nie beklagen.«

Wie immer hatte Marc ihr Reiseführer besorgt und in Kunstbänden mit gelben Haftzetteln markiert, welche Werke er nicht auslassen wollte in der Masse der Museumsstücke: die Nike natürlich, »seine« Nike, von der er im Frühjahr in Athen ganz günstig eine sehr gute kleine Kopie aus Alabaster erstanden und auf sein Klavier gestellt hatte; die Mona Lisa, aber eher noch die anderen Leonardos, die zu einer Sonderausstellung in den Louvre geholt worden waren.

Das Musée Picasso im Marais war vorgemerkt oder das Musée d'Orsay, dessen Bilder er von einer Reise nach dem Abitur noch aus dem Jeu de Paume kannte, dazu die Cafés der Existenzialisten, Napoleons Sarkophag im Invalidendom, die Wohnstätten von Karl Marx, das Bateau-Lavoir am Montmartre, wo die malerische Moderne begonnen hatte, Heines Matratzengruft, sein Dichtergrab und überhaupt all die Friedhöfe. Atmosphären nachspüren, vielleicht Energien, das hatte er wie immer im Sinn. Und die Welt wollte er Ella zeigen, seine Welten. Er wollte ihrem wachen Geist Stoff geben und ihrer zugewandten Seele Nahrung – auch wenn sie das im Frühjahr in Griechenland mal fuchtig gemacht und zu einem ungewöhnlichen kleinen Zornausbruch gebracht hatte:

»Gibt es irgendwas, wo du nicht schon warst?«, hatte sie in Pylos auf dem Peloponnes gefaucht und dann stundenlang geschwiegen.

Diesmal allerdings hatte Ella wenig Rückmeldung gegeben, geschweige denn eigene Vorschläge gemacht oder Wünsche geäußert für die fünf Tage in Paris. Doch dazu wäre ja noch Zeit gewesen. Kurz kam ihm Misurina in den Sinn, eine gemeinsame Kurzreise in die Berge, die sie im Frühsommer hatte platzen lassen.

Am Mittwochmorgen dann, das Herbstwetter war noch immer mild und freundlich, holte Ella ihn zum Laufen ab, wie immer pünktlich. Man konnte Uhren nach ihr stellen. Die Begrüßung fiel wieder etwas gedämpfter aus, mit weniger Worten als sonst, vorsichtiger die Umarmung und der Kuss.

Es war ungewöhnlich, dass sie zu dem Prozessbericht nichts zurückgemailt hatte. Eigentlich war das noch nie vorgekommen, wenn er sich recht entsann. Nun ja, am Abend hatte sie noch ihre Gitarrenfrauen bedienen müssen. Der mysteriöse Todesfall dürfte sie auch noch beschäftigt haben. Die Geschichte hatte sie aber offenbar doch weit stärker aufgewühlt, als Marc das anfangs für möglich gehalten hätte.

Einmal, vor vier, fünf Jahren, hatte sie ihn zu einem Prozess begleitet, der damals Aufsehen erregt hatte. Es ging da um einen vorbestraften Hochstapler, der es als falscher Arzt bis auf einen Notarzwagen geschafft hatte, wenigstens für drei etwas harmlosere Einsätze. Dann war man ihm auf die Schliche gekommen, bei der Lohnbuchhaltung. Fehler freilich hatte der gelernte Rettungssanitäter keine gemacht.

Jetzt hatte ihm die Staatsanwältin vorgeworfen, in seinem Auto ein 13-jähriges Mädchen unter der Drohung, der kleinen Schwester etwas anzutun, über Monate hinweg mehrfach vergewaltigt zu haben, ohne dass es sich gewehrt hätte. Das Mädchen, noch zur Tante nach Australien geschickt, war zwei Wochen vor Prozessbeginn an Magersucht eingegangen wie eine Primel. Verhungert.

Neun Jahre Haft hatte der Täter bekommen. Ella, sonst ganz friedlich und strikt gegen jede Gewalt, war das viel zu wenig. »Mörder!«, hatte sie gezischt und grimmig angesetzt: »Ich würde den...« Einen Moment lang hatte Marc nachfragen wollen, ließ es dann aber, weil ihm das zu aufdringlich erschienen war.

»Gibt' s was Neues aus Landsberg«, fragte er jetzt.

»Gleich«, gab sie zurück.

Als sie ausgestiegen waren, sagte Ella: »Du hattest recht. Die Beerdigung ist verschoben. Auf wann, ist noch nicht ganz klar. Aber es wird wohl eine Erdbestattung.«

Er sagte nichts. Das wird dann doch hoffentlich eher bald vonstatten gehen, dachte er aber und spürte vorsichtige Erleichterung wegen der Reise. Vielleicht hatte er an diesem Tag etwas länger durchgehalten mit dem Joggen. Viel gesprochen hatten sie auch im langsameren Tempo nicht.

»Gibt' s denn zu den Umständen was Neues«, fragte er sie noch.

»Nein«, war ihre Antwort.

Sie machten die Runde fertig und gingen danach noch in die Sauna. Da saß schon ein mürrischer Sportsfreund, weshalb auch Marc und Ella schwiegen. Dann brachte sie ihn heim.

II.



Am Abend rief sie an. »Was ist los?«, fragte Marc sofort. Ella wirkte völlig aufgelöst. So kannte er sie nicht. Auch ihre Stimme klang ganz anders: hastig, hektisch, verhuscht - und seltsam fremd.

»Dieter weint nur noch«, sagte sie und fügte an: »Ich muss mich um ihn kümmern.«

»Ja, klar. Tu das«, antwortete Marc und versuchte, seiner Stimme so etwas wie Ruhe zu geben. »Ich versteh' das: die älteste Schwester tot, und dann auf diese Weise. Weißt du inzwischen mehr?«

»Nein, eigentlich nicht«, sagte sie. »Ich kann morgen trotzdem nicht laufen. Ich kann nicht mehr«, fuhr Ella nach einer kleinen Pause fort und fügte in eigenartiger Förmlichkeit an: »Ich bitte dich um Verständnis.«

»Das hast du natürlich«, erwiderte er und bemühte sich weiter um einen beruhigenden Ton. »Aber morgen war doch sowieso storniert. Ich muss doch wieder zu diesem Prozess.«

»Ach so, ja, klar«, sagte sie und schloss hastig: »Also dann bis Freitag, um halb neun.«

»Melde dich, wenn ich was tun kann. Oder wenn du was Neues weißt. Okay? Bin da für dich.«

»Ja, danke«, sagte sie knapp, und flüsterte noch: »Tut mir leid.«

Dann legte sie auf.

Es kam kein Anruf mehr. Es kam nichts Schriftliches, keine Mail, auch kein Kommentar, nachdem er ihr seinen zweiten Bericht vom Prozess geschickt hatte. Dabei ging sie auf solche Fälle sonst immer besonders ein. Sexueller Missbrauch, sexuelle Gewalt, das ging ihr vielleicht noch näher als anderen Menschen. Schon als Frau. Und ein Vater, beide Töchter.. Es war ein vom Schnaps vollends verblödeter Asozialer, den sein Anwalt allem Anschein nach nur mit Mühe daran hindern konnte zu behaupten, dass er doch das Recht dazu habe und dass es den Mädchen doch gutgetan hätte. So beließ er es beim Abstreiten der Vorwürfe.

Nichts, gar nichts kam auch diesmal von Ella, kein einziges Wort. Nicht einmal ein kleiner Hinweis auf eventuelle Tippfehler, auf unübersichtlichen Satzbau oder unklar Formuliertes, was sie sonst eigentlich immer als ihre Pflicht betrachtet hatte und wofür er ihr stets sehr dankbar war. Aber am Freitagmorgen klingelte sie, pünktlich wie immer.

Den üblichen Begrüßungskuss erwiderte sie wieder nur flüchtig. Bedrückt wirkte Ella. Sie war bleich. Das Dunkel ihres Haars, von Natur aus rötlich blond, verstärkte diese Blässe. Seit dem Sommer tönte sie es, warum auch immer. Vielleicht hatte sie ein paar graue Strähnen entdeckt. Er nicht. Marc merkte, dass ihr nicht nach Reden war, und zog es aus Rücksicht vor, auch zu schweigen. Erst gegen Ende der vielleicht fünfminütigen Fahrt fragte er knapp und leise:

»Was Neues?«

»Nein«, gab sie zurück.

Das Wetter war trüber als die Tage zuvor, aber trocken geblieben und immer noch recht mild für die Jahreszeit. Schweigend liefen sie los. Als er schon nach einem halben Kilometer sein Laufen mit einem Stöhnen und einem leisen »Scheiße!« abbrechen musste und sie eine Weile in dieses eigenartige Nebeneinander von Gehen und Traben gewechselt waren, sagte sie unvermittelt:

»Lass uns umdreh'n. Ich bring' dich heim.«

»Okay«, sagte er.

Sie sprachen nichts mehr. Nur zum Abschied sagte sie:

»Verzeih' mir. Auch das am Telefon vorgestern Abend. Ich weiß gar nicht mehr, was ich gesagt hab'. Ich kann nicht mehr. Es tut mir leid.«

»Klar«, sagte er. »Mach dir da kein' Kopf. Ist schon in Ordnung.« Dabei hatte ihn schon ein bisschen erschreckt und befremdet, wie durcheinander sie gewesen war, und was sie gesagt hatte. Gab es da irgendwelchen Druck von Dieters Seite?

»Morgen Mittag vielleicht ein Spaziergang, wenn das Wetter stimmt?«, fragte er und bemühte sich um Normalität. »Aber fühl' dich zu nichts gedrängt. Nur wenn dir danach ist. Treffpunkt Tierheim, 14 Uhr? Wär' das was? Dann musst du die Schleife nicht fahren.«

»Ja, gut.«

»Wir telefonieren noch. Pass' auf dich auf.«

Eigentlich hatte er noch ein paar Dinge wegen Paris ansprechen wollen, verzichtete aber darauf - teils, weil er es in diesem Augenblick und bei ihrem Zustand unpassend fand, teils, weil er doch noch fürchtete, sie könnte die Reise wieder stornieren wie den Alpentrip im Sommer zuvor.

Anfang Juni - günstige Nebensaison wie immer bei ihren Fahrten, nur die Badener, Schwaben und die Bayern genehmigten sich Pfingstferien - hatte Ella die drei geplanten Wandertage am Misurina-See, dem Monte Piano und den Drei Zinnen kurz vor knapp abgesagt. Die im siebten Monat mit dem zweiten Kind schwangere Tochter hatte erste leichte Wehen verspürt. Weil Ella wusste, wie sehr ihn das dann doch schmerzte, vielleicht sogar traf, hatte sie sich für sein Verständnis geradezu heftig bedankt.

Aber Marc war nicht entgangen, dass Samuel, der erste Enkel, für seine »Amma«, wie der Zweijährige sie nannte, zu etwas aufgerückt war, das er bis dahin sich allein vorbehalten glaubte: zu ihrem »Lieblingsmenschen«. Mit diesem Ausdruck hatte sie ihn bald nach ihrer ersten Begegnung bedacht. Auch dass Dieter immer öfter mit zur schwangeren Tochter fuhr und dass Ella das zu verschweigen suchte, war Marc aufgefallen.

Etwas enttäuscht und traurig war er ohne Ella nach Südtirol gefahren und hatte sich allein in dem riesigen Zimmer des alten Grandhotels einquartiert mit einem grandiosen Blick auf den See und die Sorapiss-Gruppe – die sein Vater damals auf der ersten Familienreise an die Adria irrtümlich den »Rosengarten« genannt hatte.



Steinwurfweite gegenüberliegenden Stellungen eingegraben, Sprengstollen in den Fels getrieben und ausdauernd mit dem Trommelfeuer ihrer Artilleriegeschütze belegt hatten. Die Hinterlassenschaften dieses Schlachtens waren als eine Art Freilichtmuseum erhalten und beschildert.



eine einsame Direttissima zur Langalm gewählt. Zurück im Hotel, hatte er sich aufs Bett gelegt und bis zum letzten Abendbuffet viel von dem trockenen Weißwein getrunken, den er in einer Dreiliter-Box mitgebracht hatte.

Sie telefonierten nicht mehr. »Liebster, 14 Uhr, Tierheim«, mailte sie ihm irgendwann am Abend nur. »Liebster«, das war tausendmal ihre Anrede gewesen, die übliche, seit Anbeginn; »Meine Liebste« seine Antwort, manchmal, hin und wieder, eher selten, in tiefer Dankbarkeit wie in tiefster Depression, auch »Mein Engel«. Beides war sehr bewusst gewählt und für beide mehr als nur Formel. Aber auch das knappe, für ihre Verhältnisse sehr nachlässig hingetippte »Freu mich E« klang ihm jetzt ganz ungewohnt: nach Floskel.

Er hatte es nicht weit mit dem Fahrrad und war früher da. Sie kam pünktlich. Blass, fast grau, ihr sonst so hübsches und immer hellwaches Fuchsgesicht in müden Zügen, mit traurig leerem Blick und einer Schulterbewegung, als fröre sie, stieg Ella aus. Kuss und Umarmung blieben nur angedeutet. Ganz offenbar ging es ihr nicht gut. Ihm sah man seine etwas gedrückte Stimmung nicht so an, zumal Marc sich um ein freundliches Lächeln bemühte, um sie ein wenig aufzumuntern. Ohne Worte wandten sie sich dem Weg zu, der zeitweise auch zu ihren Laufstrecken gehört hatte, aber im Winterhalbjahr schattig und sowieso stets ein wenig vom Lärm der nahen Schnellstraße beeinträchtigt war.

Die Kritik über das Konzert vom Vorabend, ein mäßig witziges Musikkabarett, hatte er ihr schon geschickt. Wieder hatte sie nicht geantwortet. Es war kein besonders toller Termin gewesen, und sie waren schon zu Wochenbeginn übereingekommen, dass sie diesen Freitag nach einem langen Unterricht mit vier Kindergruppen auch wegen der etwas längeren Fahrt und einer nur kurzen Pause, nicht mitgehen wollte. Die Zeit, wo sie ihn selbst zu jedem Schulchor-Auftritt, jeder belanglosen Vernissage begleitet hatte, nur um beieinander zu sein, wo sie Umwege gefahren war, um kokett zu erklären: »Ich muss jede Minute nutzen«, diese Zeit war ungefähr mit den letzten ein, zwei Jahren ausgelaufen, fast unmerklich und ganz allmählich.

»Hast du meine Mail nicht bekommen?«, begann Marc vorsichtig. Er hatte getrunken. Weißwein. In den Mengen, die man ihm nur anmerkte, wenn man ihn sehr gut kannte. Auch Ella bemerkte es immer erst, wenn seine Sprache zu schleppen begann. Vielleicht war sie es von Dieter gewohnt.

»Ich bin wieder noch nicht dazu gekommen«, antwortete sie, »da war so ein Massenauflauf beim Einkaufen, als gäb's was umsonst.« Das klang ein wenig nach Ausrede. »Die Gerichtssachen hab' ich auch noch nicht lesen können, ich weiß. Das Thema tut mir auch nicht gut. Es ist mir einfach alles zuviel grad. Ich kann nicht mehr. Sieh' es mir nach, bitte. Das Kabarett hätte ich sowieso nicht geschafft. Bin auch gleich ins Bett gestern.«

»Du hast nichts versäumt«, sagte er, »aber wenn's so langweilig war, dann schlampe ich eben oft beim Schreiben. Dann brauche ich deinen kritischen Blick eigentlich besonders. Aber mach' dir keinen Stress. Kein Druck. Bloß kein Druck.«

Sie übergang das. Auch der kurze Versuch, über den Fall von Staufen zu sprechen, der sie beide im Jahr zuvor so aufgewühlt hatte, führte nicht zu einem Gespräch. Da hatte eine Mutter ihren siebenjährigen Sohn dem Lebensgefährten – und gegen einen Haufen Geld dessen teils von weither angereisten Kinderschänder-Kunden aus dem Darknet – auf einem abgelegenen Schwarzwaldhof zur Vergewaltigung angeboten. Jetzt gab es einen Revisionsprozess.

Im Fall der Kinderschänder-Bande von Bergisch Gladbach kam immer mehr Unfassbares ans Licht. Auch hier waren die gefilmten Bestialitäten im Netz an Pädophile verkauft worden. 1 800 Mitglieder soll die Chatgruppe gehabt haben, schrieb die Presse.

Marc hatte ihr wie jeden Morgen die frisch gelesene Zeitung mitgebracht, in der er sie immer mit Markierstift oder Kuli auf bestimmte Meldungen und Artikel hinwies, die ihn – oder sie beide – interessierten: das Klima, »dieses Gender-Gaga und den schrillen Diversity-Klamauk«, wie Marc über manche Auswüchse spöttelte, den anschwellenden Juden Hass, Putin, die Kopfabstecher des ISIS in Syrien und eben oft Kindesmissbrauch.

Das Gendern hatte Ella zunächst ganz gut gefunden und im Rahmen ihres Feingefühls für Sprache sogar selber gepflegt. Dann aber hatte sie in einer Gruppe, zu deren samstäglichem Mahnwachen für einen inhaftierten saudischen Blogger, den von Auspeitschung bedrohten Raif Badawi, sie hin und wieder ging, lange Diskussionen über Frauen- und Schwulenrechte im Islam gehabt. Bei diesen Wachen gedachte man inzwischen auch des französischen Geschichtslehrers Samuel Paty, der in einem Pariser Vorort von einem jungen muslimischen Fanatiker auf offener Straße enthauptet worden war, weil er die Debatte um die Mohammed-Karikaturen im Unterricht behandelt hatte.

Beim Gendern war Ella zu dem Schluss gekommen, dass das – gemessen an so viel krasser Frauenunterdrückung in anderen Weltregionen – doch eher nur belanglose Symbolik sei und die schmerzliche Sprachzerrüttung gewiss nicht wert, die es mit sich bringe. Und stets stieg Zorn in ihre frauenbewegte Stimme, wenn sie dabei immer mal wieder auf Zwangsprostitution, Kinderehen, Missbrauch, Vergewaltigung und mit hörbar besonderer Empörung auf »diese grauenhafte Genitalverstümmelung« hinwies.

»Ich les' es nachher«, sagte Ella jetzt zu den Missbrauchsberichten, korrigierte sich aber nach einer Pause: »Nein, ich ertrag' das gerade nicht. Ich ertrage das überhaupt nicht mehr.«

Dann schwieg sie wieder.

»Die Beerdigung ist jetzt auf Freitag angesetzt«, sagte sie, nachdem sie schon auf dem Rückweg waren, »ohne Einäscherung«.

»Das hatte ich mir gedacht«, sagte Marc. »So sind Staatsanwälte. Wäre auch widersinnig, eventuelle Beweismittel freiwillig zu vernichten, wenn die Sache noch nicht wirklich geklärt ist. Gibt's denn neue Erkenntnisse?«

»Ich hab' noch nichts wieder gehört«, antwortete sie.

Vielleicht klang bei ihm eine gewisse Erleichterung mit: »Aber das reicht ja, wenn auch knapp. Immerhin«, sagte er nach einer Weile. Am Sonntagvormittag, zwei Tage nach dem Begräbnis, sollte der gebuchte Zug abfahren.

Ella schwieg lang. Dann sagte sie leise:

»Ich kann nicht mit nach Paris.«

Marc erstarrte und blieb einen Moment lang stehen. Als sie ein paar Schritte weitergegangen waren, hielt er wieder inne, drehte sich nach rechts zu ihr hin und stammelte entgeistert:

»Du weißt, ... dass ... das ... das Ende ... unserer Beziehung bedeutet.«

Ellas Antwort kam sofort.

»Ja«, sagte sie mit fester Stimme.

Sie waren schon fast an ihrem Smart angekommen. Kein Wort war mehr gefallen. Marc umarmte sie und schaute ihr in die Augen. Ihr Blick wich aus.

»Ciao«, sagte er dann, schloss sein Fahrrad auf und fuhr, ohne sich noch einmal umzudrehen, davon.

Sie konnte das. Die Tage danach funktionierte Ella, als sei nichts vorgefallen. Ihrem Mann, der immer noch hin und wieder still vor sich hin zu weinen schien und wohl auch noch mehr Prosecco trank als sonst, stand sie taktvoll mit kleinen Gesten der Fürsorge und des Tröstens bei. Die Kinder im Unterricht konnten ihr ganz gewiss nichts anmerken. Selbst die quadratische Grundschullehrerin, deren grobes Gepuste ihr jede Woche mehr auf den Wecker gegangen war, unterrichtete sie wie immer am Dienstagmorgen vor Schulbeginn im Flöten.

Er konnte das Seine auch. Zwar war er starr, wie leicht gelähmt, aber längst noch nicht so erstorben wie in der Tiefe einer Depression. Dass eine solche Erschütterung zunächst eine Betäubung gegen den Schmerz auslösen würde, um ihn dann womöglich, nein: wahrscheinlich mit einer Verzögerung in die Abgründe zu ziehen, das kannte und wusste Marc. Der Wein, zur Not auch Whisky im richtigen Maß, würden zunächst das Übrige tun, um halbwegs stabil zu bleiben.

Als er an jenem fatalen Samstag abends zur Gala einer Tanzschule in irgendein benachbartes Kaff fuhr, hatte Marc schon eine Flasche von dem trockenen Trebbiano getrunken und mit der zweiten begonnen. Zwar gehörte er noch nicht zu denen, die beim Fahren Probleme *ohne* Alkohol hatten, aber fahren konnte er. Ein paar Wochen zuvor war er sogar einmal mit einer Flasche Wein im Blut in eine Geschwindigkeitskontrolle geraten, und die Beamten hatten offenbar weder etwas gerochen, noch an seinem Verhalten oder seinem Sprechen etwas Auffälliges bemerkt.

Anderntags, es war ein Sonntag, hatte er spätnachmittags die Kirche nicht gleich gefunden, wo es ein belangloses Chorkonzert gab, war aber gerade noch rechtzeitig erschienen. Auch die Bürgerversammlung am Montag in einem nahen Dorf brachte Marc gut hinter sich, schrieb den Text am nächsten Vormittag und öffnete eine Flasche Wein.

Eigentlich hatte er sich vorgenommen, das Schweigen von seiner Seite aus nicht zu brechen. Dieses »Ja«, Ellas »Ja!«, mit dem er in dieser schneidenden Klarheit nicht gerechnet hatte, stand als eigentlich letztes Wort zwischen ihnen im Raum. Als ihm das mögliche Ende ihrer Liebe über die Lippen gekommen war, hatte er es nicht als Ultimatum aufgefasst, zu dem es keine Kompromisse mehr geben könnte. Ihr eines Wort war zur Wendung geworden, so plötzlich und unerwartet für ihn. Es wäre an ihr gewesen, so schien ihm, dem Gang der Dinge doch noch eine andere Richtung zu geben.

Aber ausreichend ermutigt vom Wein, fasste er sich ein Herz und schrieb ihr an diesem Dienstagmittag die Mail:

»Meine immer noch Liebste (auch weil es niemanden anderes gibt), du hättest das wissen können und müssen, dass dieses Herumgeschubse meine Seele trotz aller Liebe irgendwann einfach überfordert. Ich will nicht um mich schlagen. Es bringt ja auch niemandem nichts. Und ich will versuchen, dankbar zu sein. Denn das hast Du verdient mit all dem, was Du mir so lang gegeben und geschenkt hast. Über Deine mauernde Unaufrichtigkeit nun seit Jahren und Tagen musst Du Dir selber Rechenschaft ablegen.

Das war nicht gut. Für niemanden. dm«

Ihm fiel auf, wie tief seine Gewohnheit saß, einer Mail den gerade verfassten Text für die Zeitung anzuhängen.

Ellas Antwort kam prompt, schon kurz nachdem sie ihren Unterricht beendet hatte. Sie schrieb:

»Lieber Marc, Du!

Dankbar b i n ich D i r für alle Erfahrungen u n d Lebendigkeit.

Und: Gerne gab ich Dir! Von Herzen, das ist gewiss.

Danke, dass Du Vieles annehmen konntest. D. E.«

Für Marc war es ein Ton mit diesem leichten Drall in den Kitsch. Die Sperrungen, die sie sonst nie benutzte, weil das Arsenal ihrer Sprache auch ohne solche Mätzchen gut genug bestückt war, wirkten wie die ganz großen Buchstaben dieses Boulevardblatts, wie Reklame, wie Marktschreierei. Sie sagte eigentlich nichts, nur freundlich floskelhafte Abschiedsworte, die kein Jota an der Entscheidung zurücknahmen, *ihrer* Entscheidung.

Marc beschloss, nicht mehr zu antworten. Natürlich auch kein Wort mehr zu Paris. Er würde alleine fahren.

III.

PARIS

Hochgeschwindigkeit



An diesem strahlend hellen Sonntagmorgen im November setzte sich Marc mit kleinem Gepäck, dem türkisfarbenen Rollkoffer im Bordformat und seinem neuen Rucksack, rechtzeitig ins Auto, fuhr wie geplant nach Stuttgart und parkte den Wagen oben an der Alten Weinsteige, nahe dem eher hässlichen kleinen Kirchlein aus den Fünfzigerjahren, wo er mit Ella über

viele Jahre hinweg eine kleine klassische Konzertreihe besucht und Kritiken darüber geschrieben hatte. Die auf der Fahrt angetrunkene Flasche billigen, trockenen Weißweins leerte er noch und schob sie danach unter den Sitz. Er löste einen Fahrschein und ließ sich von der fast leeren Straßenbahn in den Talkessel zum Hauptbahnhof bringen. Im dritten Waggon des wartenden Schnellzugs setzte er sich auf den reservierten Fensterplatz. Der andere, gegenüber, blieb leer.

Pünktlich fünf Minuten vor zwölf Uhr fuhr der ICE nach Paris, Gare de l'Est, sanft an. Der fast vollbesetzte Zug hielt nur noch in Karlsruhe und Straßburg, nicht einmal am neuen Halt »Lorraine TGV« zwischen Nancy und Metz oder an »Champagne-Ardenne TGV« für die Ziele Reims und Epernay. Irgendwann kurz nach der Ausfahrt aus dem Straßburger Bahnhof bot Marc den freien Platz einer Frau an, die im Gang stand und mit ihrer Brille aussah wie eine vergessene Grundschullehrerin vom Typ Spollenhauer.

Die eingekerbte Hochgeschwindigkeitsstrecke gab kaum einen Blick auf die Berge der Vogesen frei. Als langweilige Landschaft flog die Champagne vorbei, ohne markante Punkte, an denen sich das Auge hätte halten können.

Marc las im Reiseführer, versuchte sich die Routen in Paris einzuprägen, vor allem den ersten Weg zum Hotel, den er zu Fuß zurücklegen wollte, und aß irgendwann seine zwei Laugenbrötchen, die er dick mit Butter bestrichen und mit Salami und Gurkenscheiben belegt hatte. Irgendwo bei Metz bemerkte er, dass seine Augen nass waren, wischte sie mit den Handrücken ab und versuchte das zu verbergen. Schon nach dreieinhalb Stunden Fahrt fuhr der Zug im Gare de l'Est ein.



Das Wetter war diesig, und es war kühler geworden, als er ausstieg. Ihn fror. Weil er sich ein paarmal verließ, ohne aber die Richtung ganz zu verlieren, dauerte der Weg weit länger als die geplante halbe Stunde. Der Rollkoffer lärmte. Marc hatte immer ein Patent anmelden wollen für Kofferrollen aus Weichgummi. Es hatte leicht zu nieseln begonnen.

Bescheidene Verhältnisse



Nur die Belle-Époque-Fassade des Hotels war hübsch hergerichtet. Der Rest wirkte eher bescheiden und ein bisschen heruntergekommen. Bei einem jungen Portier arabischen Aussehens in einem Kabuff von Concierge-Loge checkte er ein. Der angrenzende Frühstücksraum mit seinen vier Tischchen war nicht weniger winzig, aber rundum verspiegelt. Zum Zimmer ging es auf verwinkelten Treppen über einen engen, düsteren Innenhof. Es war noch nicht gerichtet. Dem Schwarzen, der noch nebenan putzte und sich wortreich entschuldigte, bedeutete Marc freundlich, es habe keine Eile damit.

Er setzte den Rucksack auf, nahm den Schirm heraus und machte sich auf den Weg in Richtung Jaurès. In einem kleinen Marché erstand er zwei Flaschen Merlot aus dem Midi. Man trank schließlich Rotwein in Frankreich. Oder Champagner. Und der Rote machte ruhiger, konnte besänftigen, dachte sich Marc. Auf eine Fahne, die er von Weißem nicht so stark bekommen hätte, musste er als Tourist in Paris keine solche Rücksicht nehmen wie als Autofahrer in Deutschland.

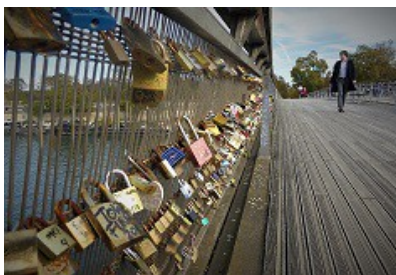
Wie stets auf Reisen erkundete Marc zunächst die nahe Umgebung, die Supermärkte, die Métro-Stationen. An der nahen Mairie des Arrondissements fand er eine Gedenktafel für die deportierten Juden des Bezirks. Zurück im Zimmer, packte er aus und schob die Betten wie gewohnt zu einem Doppelbett zusammen. Er schaltete einen französischen Info-Kanal ein, legte sich ab, den Laptop neben sich, öffnete den Wein und nahm sich die Reiseführer vor. Wegen des WLAN-Passworts musste er noch einmal nach unten.

Den Rest des Abends verbrachte Marc mit Youtubes alter Lieblingsschansons und mit Wikipedia-Recherchen. Er musste sich fest vornehmen, sein abgewandeltes Programm gleich am nächsten Morgen zu beginnen und durchzuziehen. Die Versuchung war groß, sich in stiller Trauer zu betrinken. Ella hätte er flanierend zunächst die Sachen gezeigt, die man eben so kennt. All das Ikonische: Notre-Dame, Champs-Élysées, Concorde und Arc de Triomphe, den Eiffelturm. Jetzt war er frei.

Quartier Latin



Am Morgen ging Marc zeitig zum Frühstück hinab. Er blieb allein in dem kleinen Spiegelsaal und war schnell fertig mit seinen zwei Tassen Café au lait und ein paar kleinen Croissants, die er mit Butter bestrich. An der nahen Métro-Station Bolivar ließ er sich ein wiederaufladbares Wochenticket ausstellen. Das Foto hatte er mitgebracht.



Dann fuhr er zum Louvre, machte sich an der Glaspypyramide kurz ein Bild vom Andrang nach Leonardo und all dem Anderen und begann seine Tour durch die Tuileries in Richtung Concorde, dann über die Senghor-Brücke, früher Solférino, deren Geländer mit Myriaden von Liebesschlössern behängt waren, ans andere Ufer der Seine zum Quartier Latin, Rive Gauche.

An der Assemblée nationale vibrierte das Smartphone. Es meldete sich ein Redakteur mit einer Terminanfrage, dem er freundlich seinen Standort und den Tag seiner Rückkunft mitteilte.



Vom Boulevard Saint-Germain wandte sich Marc nach links auf den Boul' Mich', schlenderte am Seine-Ufer entlang und warf einen Blick auf die nach dem fürchterlichen Brand vom 15. April 2019 mit zwei Baukränen und Gerüsten bestückte Kathedrale Notre-Dame. Zurück im Hotel schrieb er eine Mail.

Deux Magots



»Meine Liebste, war vorher am Café de Flore und am Café Deux Magots, Zwei Katzen, auf dem Boulevard St. Germain. Der Café express ist mir zu teuer, nur um ihn dort mal, allein und ohne Freunde und ohne anregende Debatten, getrunken zu haben, wo Sartre und Simone de Beauvoir oder (früher) Picasso und Breton, auch Jacques [Brel](#) oder Juliette Gréco, [Barbara](#) Serf oder Marie Laforêt sich mit den Ihren trafen. Damals trank man auch eher mal ein kleines Glas Wein dazu, bei guter Laune und bei was zum Feiern auch Champagner. Später hatte Karl Lagerfeld seinen Stammplatz direkt gegenüber dem Eingang. Auch Romy Schneider war oft da.

Da wäre ich mit dir allenfalls beiläufig auf irgendwelchen Rückwegen vorbeigeschlendert und hätte ein paar kleine Sätze gesagt, vielleicht auch von meinen kurzzeitigen Überlegungen, an der Sorbonne zu studieren. Nicholas Rand und seine Tante, die Freud-Schülerin Maria Abraham-Torok aus der Rue du Cherche-Midi, wollten mich damals trotz meines dürftigen AG-Französisch in dem überschwänglichen Deutsch einer ungarisch-jüdischen Shoah-Überlebenden überreden... zur Psychoanalyse, die damals noch schwer en vogue war.



Mein wiederbelebtes Paris ist wohl ein etwas anderes als das, zu dem ich Dich hatte einladen wollen. Aber gefreut hatte ich mich schon sehr auf so etwas wie 'unser Paris'. Als Gruß und zu einer Art Abschied - nach Deinem rüden und schon ziemlich brutalen 'Ja!' - als Links ein paar Chansons, die jetzt zum Teil einen ganz anderen Klang bekommen.

Ob Du damit noch was anfangen kannst oder - trotz der fremden Sprache, die ich so liebe - gar was verstehst, das weiß ich natürlich nicht. Du hast so Vieles verstanden, aber dann auch so Vieles nicht mehr wirklich.

Mit meinem Verstehen bei diesen wunderbaren Liebesliedern bin ich übrigens fast immer auf Seiten der Frauen. Das sollst Du auch wissen.

Sei mir nicht böse. Ich will leise gehen. Dm«

Am späten Abend kam Antwort.

»Lieber Marc! Leise zu gehn; zu sein, das gehört zum großen Teil zu mir, leise da zu sein. Alles Das und Was in der Stille zu verstehen, unter, hinter dem Lauten, da hab ich hingehorcht. Danke Dir für die Lektionen dazu, für die Erinnerungen aus vergangenen Leben.

Ich bin Dir nicht böse! Dankbarkeit durchflutet mich. Abschied.

Gegenwärtigkeit im sanften Geist sende ich Dir. Gruß in Dein Sein, sehr sacht.

D. E.«

IONIEN



Ihre Reisen hatten im Jahr nach Marcs zweiter und endgültiger Trennung von Lena begonnen. Aus einem Katalog von günstigen Studienfahrten mit guten Hotels, die zur Nachsaison noch einmal ihre Zimmer füllen wollten,

dazu mit ein paar Verkaufsveranstaltungen garniert, hatte er das türkische Ionien vorgeschlagen, weil er ihr die griechische Antike nahebringen wollte und selber anschließen konnte an die sechs Jahre zurückliegende Rucksack-Reise mit Lena, bei der es damals nicht mehr bis Pergamon und nach Troja gereicht hatte.



Man flog nach Izmir und wurde im Touristenzentrum Kuşadası einquartiert - gepflegte Zimmer und geschneiegelte Anlagen. In allen drei Resorts gab es Frühstücksbuffets und Abendessen, die den annoncierten vier Sternen entsprachen. Sie waren gewiss keine Grünschnäbel mehr, aber Marc und Ella senkten den Altersschnitt der Gruppe doch ganz erheblich. Reiseführer Yüksel war der Herkunft nach ein Krimtatare,

der sein mürrisches Wesen und eine gewisse Arroganz hinter routinierter Freundlichkeit zu verbergen gelernt hatte. Was er wusste und sagte, das hatte Hand und Fuß. Dass er sich in Ephesos einmal auf seine Nachfrage hin als Kemalist geoutet hatte, das machte ihn Marc keinesfalls unsympathischer.

»Das Schlimme an Erdogan«, versuchte er Ella danach engagiert, vielleicht mit einem leicht missionarischem Eifer darzulegen, »ist nicht, dass er ein Diktator ist. Schlimm ist, dass er ein Islamist ist und eine doppelzüngige Schlange. Der will Atatürks Laizismus abschaffen und das Osmanische Reich neu begründen, wo am Ende die Scharia gilt. Die Generäle, die Hüter des Kemalismus, die hat er schon kastriert. Ratzfatz. Hätte ich nie geglaubt. Gegenüber den Wirtschaftseliten hat dieser Wolf, weil er sie brauchte, genauso den Schafspelz angelegt wie gegenüber Europa, den Kurden, sogar den Armeniern.«

Das Haus Alexanders



In Priene, am Rand des Tals, das einst eine mächtige Bucht gewesen war, bis sie der geschlängelte Mäander mit Sedimenten von Schutt und Sand zugeschüttet und vom Meer abgetrennt hatte, tranken sie an einem Stand frisch gepressten Granatapfelsaft und konnten sich nach Yüksels Erläuterungen an den fünf ionischen Säulen des Athena-Tempels von ihrer Schar abseilen. Über dem

Amphitheater wies ihn Ella auf eine blaue Blume im Gestrüpp hin und entdeckte gleich daneben eine Smaragdeidechse. Ihrem Blick, so scharf und eigen auch fürs Kleine, waren sie nicht entgangen. Ganz allein schlenderten sie dann auf der Weststraße zum »Haus des Alexander«.



Marc liebte solche Mythen, wenn sie plausibel waren. Er zeigte ihr die ungefähre Richtung nach Milet hin, das vielleicht als kleine Wölbung am Horizont erkennbar sein mochte und das Alexander zu Beginn seiner Feldzüge als erste der aufständischen ionischen Städte hatte zerstören lassen: »Von hier aus wird er vielleicht beobachtet haben, wie Milet brannte«,

sagte Marc. Dass der verwegene Welteroberer bei all seiner Strahlkraft rachsüchtig, grausam und brutal war und zur Trunksucht neigte, das wusste sie schon. Aber dass diesen Prinzen in Makedoniens Hauptstadt Pella an Philipps halb-barbarischem Königshof ein Aristoteles erzogen hatte, der »Stagirit«, einer der größten Denker aller Zeiten, das war eines dieser Details, über die sie sich so gern von Marc aufklären ließ.

Die Geburt des Denkens

Drüben im reichen Milet hatte auch jener Hippodamus gelebt, auf den Prienes rechtwinkliger Stadtgrundriss zurückging. Und er war nicht der einzige große Geist, den die damalige Hafenstadt hervorgebracht hatte. »Hier hat das abendländische Denken begonnen«, sagte Marc mit einer gewissen Feierlichkeit, als sie dort dem Bus entstiegen.

Sein Strahlen im Gesicht brachte sie auf ganz andere Gedanken: »Ich würde dich gerne ficken«, flüsterte Ella ihm ins Ohr, puffte ihn frech in die Seite und zwinkerte ihm zu.



Im Theater, von dessen Rängen der Blick antiker Zuschauer über den Hafen hätte schweifen können, hielt Yüksel seinen Vortrag, dessen Faktenfülle Marc imponierte, und die er voll Anerkennung wieder ohne Ausnahme für korrekt befand. Ella widmete sich einem auf der untersten Reihe dösenden hellbraunen Hund, der sich dann ohne jede Aufforderung zu seiner ganzen, fast doggenhaften Größe aufraffte und ihr mit schwerem Gang auf dem Fuß folgte. Erst am Delphinarium, dem einstigen Hauptheiligtum, trollte er sich wieder irgendwohin.

Während die Gruppe all der pensionierten Lehrer und ihrer Lehrersgattinnen zu den römischen Faustina-Thermen trottete, führte Marc seine Liebste zu jener weiten Agora, zum Ende der Heiligen Straße von Didyma her. Dort, genau dort hatten die Vorläufer der später – als Schüler des Aristoteles – pauschal so genannten Peripatetiker im Schatten der Wandelhallen wie in einer Art Rausch das Denken ans Licht der Welt gebracht: Thales, der mit dem Kreis, die Astronomen Anaximander und Anaximenes und viele andere, die sogenannten Naturphilosophen des sechsten vorchristlichen Jahrhunderts. Von hier aus ging das Münzwesen in die Welt, auch die Kartographie.

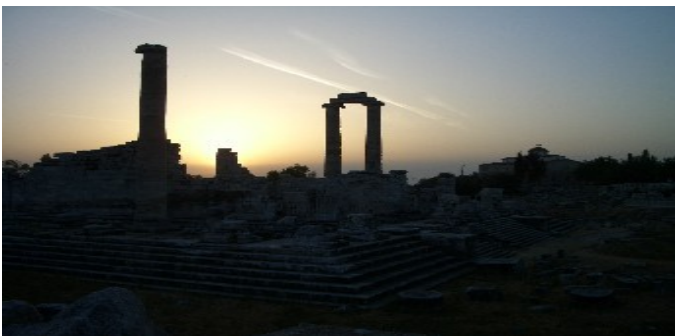


Milet, das »Haupt Ioniens«, Mittelpunkt der griechischen Welt schon zu Zeiten, als Athen kaum erst ein besseres Dorf war, schickte mit seiner mächtigen Flotte auch Kaufleute hinaus und gründete an die hundert Kolonien rund ums Mittelmeer und das Schwarze Meer. Seine Zerstörung durch die Besatzer nach der Seeschlacht von Lade löste 497 v. Chr. die griechischen Kriege gegen die Perser aus, erzählte Marc.

»Milet, das war das Ende der Weltsicht aus Mythen und Märchen, die Geburt von Rationalität, Vernunft und Wissenschaft. Und der Philosophie, nicht zu vergessen.«

»Und da stehen wir jetzt, wow!«, sagte sie mit diesem Anflug von Spott, »und können nicht anders – leider.« Dann fügte Ella nach einer Kunstpause mit breitem Grinsen ein »Oder doch?« hinzu, zog ihn so zärtlich wie zielstrebig ins Nymphäum und blies ihm einen.

Göttliche Zwillinge



Am Bus hatte man warten müssen und sein jüngstes Paar schon vermisst. Von allen Seiten war Pädagogen-Tadel zu spüren.

Es ging nach Didyma, zum Zwillingsheiligtum von Apoll und Artemis am Südende der von Milet aus knapp zwanzig

Kilometer langen Heiligen Straße, dem neben Delphi wohl wichtigsten Orakel der griechischen Antike.



Direkt überm Rand der gigantischen, in seinen glücklich überraschten Augen unerwartet gut erhaltenen Ruinen des Apollon-Tempels, in der »Oracle Pansion«, hatte Marc damals mit Lena übernachtet. Es war das wohl kargste, aber vielleicht auch das großartigste aller ihrer Nachtquartiere gewesen – neben dem Vierbettzimmer im Schatten des Doms von Florenz bei der italienischen Reise mit den Söhnen: Stahlgestelle mit Gitterrosten als

Betten, durchgelegene Rosshaar-Matratzen, mäßig saubere Wäsche, in den tröpfelnden Duschen ohne Warmwasser eine Ameisenstraße, waren sie sechs Jahre zuvor dort doch aufgewacht wie zwei Königskinder, mitten in der Majestät dieser heiligen Marmorruinen. Ella deutete er das nur kurz an.



Während das Lehrerkollegium unter dem Schatten einer Weinlaub-Pergola – es war für Ende Oktober noch erstaunlich heiß - ausgedehnt tafelte, dann gewissenhaft die nach Saisonende anscheinend extra nochmals aufgebauten Nippes-Stände abklapperte, streiften Ella und Marc durch die nahezu menschenleere Kultstätte, wo Ella eine Schildkröte erspähte und kurz an ihr Gesicht hob.

Sie bestaunten unter einem Wetterverschlag die Fries-Fragmente mit Marmorköpfen eines Löwen, eines Stiers und vor allem jenes gelockte Gorgonenhaupt, dessen magisch-tödlichen Medusenblick sie seit Schulzeiten aus ihren Geschichtsbüchern kannten.



Jenseits des Tempel-Areals zog eine Schafherde über das Pflaster der Heiligen Straße anderen Weiden entgegen. Ein einziges Schwarzes war darunter, was Ellas Augen nicht entging.

Im Bus wurde nach der anstrengenden Tour zu Orient-Gedudel schon gedöst, auch hier und da leise geschnarcht, während die sinkende Sonne immer wieder den Mäander und seine Flussauen in einen fast feierlichen Weihrauch orangefarbenen Abenddunstes tauchte.



Ella und Marc waren zwar auch müde, hatten aber nach dem Dinner und einem späten Dämmer Spaziergang am Strand eine wundervoll aufregende Nacht. Trotzdem waren sie die ausgeschlafenen Ersten am Frühstücksbuffet und genossen die frühmorgendliche Stille. Ella glaubte ein leichtes Erdbeben gespürt zu haben, was sich später tatsächlich bestätigte.

Vor dem großen Tor



Der Bus brachte die Gruppe zu einem Quartier an der Küste nahe Troja. Halt gemacht wurde zwischendurch zweimal: in Izmir und in Pergamon, auf dessen mächtigen Burgberg eine Seilbahn führt, wo unter drei Pinien das Fundament des unglaublichen Berliner Giganten-Altars und nebenan das steil im Berg hängende Theater über der Ebene thronen.

Troja, das war ein Traum für Marc, seit er »Götter, Gräber und Gelehrte« verschlungen hatte, eines der prägendsten Bücher seiner Jugend. Eher Heinrich Schliemann als Homer hatte der Autor C. W. Ceram natürlich ins Zentrum gerückt, aber es fiel auch ein bisschen Wissen ab über die »Ilias« und die Irrfahrten des Odysseus. Dass er den Listenreichen einen eher üblen Charakter fand, legte Marc ihr später im Bus dar: So habe Odysseus etwa den völlig schuldlosen Palamedes schäbig und hinterhältig denunziert. Philoktet, seinen nach einem Schlangenbiss siechen und übelriechenden Gefährten, habe er hilflos auf einer Insel ausgesetzt, »eine unfassbare Schändlichkeit«, ereiferte er sich.

»Sieh mal an«, frotzelte Ella, »du und deine Geschichten – ich schlag' das bei Gelegenheit mal nach. Griechische Mythologie, voll von Schurken und genauso grausam wie Grimms Märchen.«

Marc lächelte und setzte hinzu: »Dass sogar der strahlende Achill nach dem Sieg die Leiche seines Gegners und Heldenkollegen Hektor schänden und sie im Staub um die Stadt schleifen musste, das findest du doch sicher auch eine widerwärtige Schweinerei. Aber so sind sie halt, die Helden Homers...«

Er erzählte ihr auch, wie er zu Zeiten als Online-Redakteur ein Dossier über die Stuttgarter Ausstellung »Troia – Traum und Wirklichkeit« und den Tübinger Gelehrtenstreit zusammengestellt hatte.

»Vielleicht war ja Troja sogar ein Brennpunkt im Konflikt zwischen dem griechischem Kulturkreis und dem vergessenen Weltreich der Hethiter gewesen, ein vorgeschichtlicher *Clash of Civilizations*«, raunte er Ella zu, die seine Denkspiele meist ganz spannend fand. Marc liebte das und leistete sich solche halbwilden Spekulationen über den historischen Kern von Mythen, Legenden und Sagen immer wieder gern: über die Sintflut, Moses, die biblische Plagen und den Exodus, über den Minotaurus oder Aeneas, über Jesus und über Mohammed.

Wegen dieses romantisch mythos-gläubigen Genies Heinrich Schliemann lagen Marcs Sympathien in der Troja-Kontroverse klar auf Seiten des unsympathischen Ausgräbers, der anhand seiner Unterstadt-Funde Trojas Bedeutung als einer Handels-Metropole untermauern wollte, während sein Widersacher, wohl mit den wissenschaftlich weit stichhaltigeren Argumenten, das bronzezeitliche Troja als eher unbedeutende Siedlung, als ein »besseres Dorf« niedermachte - und den Kollegen gleich mit, dem er Irreführung der Öffentlichkeit mit einem »medialen Heißluftballon« vorwarf.



Yüksel war wieder topp informiert bei seinen Vorträgen im Bus. Er zeigte sich auch vor Ort auf dem Hügel Hisarlık absolut im Bilde und auf dem Stand. Das Lehrerkollegium aber wirkte eher überanstrengt von seinen so detaillierten wie komplexen Erläuterungen und eher enttäuscht von dem Wenigen, was noch zu sehen war vom Mythos Troja. Nur der Nachbau des hölzernen Pferds, ein netter Fake, schien für einen Augenblick ihre gesammelte ungeteilte Aufmerksamkeit zu erregen: Das Tier ließ sie alle wie auf Kommando die Kameras zücken.



Geradezu lächerlich andächtig stand Marc an der Rampe des Skäischen Tors, neben dem Schliemann den »Schatz des Priamos« gefunden haben wollte. Ella spürte seine Bewegung und hielt seine Hand ein bisschen fester. Unten am Brunnen des römischen Heiligtums zeigte sie ihm eine riesige Heuschrecke im Trockengras.

Auch ein Eichhörnchen mit grauem Rücken und später eine kleine rote Katze hatte sie längst entdeckt, bevor die Tiere in Panik vor der Touristenmeute davonsprangen.



Als sich sein Blick über die Troas träumte, von der Ebene des Skamander hinüber zum Hellespont schweifte, zum Eingang der Dardanellen, wo ein rotweißer Frachter majestätisch langsam in Richtung Marmara-, Bosphorus und Schwarzes Meer zog, als führe er über Land, da gab

sie ihm einen kurzen festen Kuss auf die Wange und sagte:

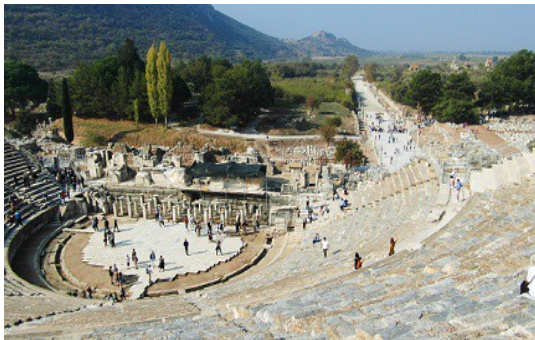
»Schön siehst du aus.«

Der Dunkle am Tempel



In Ephesos waren sie nicht früh genug angekommen, um den Menschenfluten zu entgehen, die das Theater und die Kuretenstraße überschwemmten, vor der Fassade der Celsus-Bibliothek lärmten und am Freudenhaus neben dem Hadrianstempel oder neben den Latrinen kicherten wie die Kinder.

Binnen kürzester Zeit aber leerte sich das ganze Gelände fast völlig, auf dem zu römischen Zeiten des Zenits vielleicht 200 000 Menschen gelebt haben mochten: Die Massen mussten zurück zum Mittagessen auf ihre Kreuzfahrtschiffe, die sie morgens an den Molen von Kusadası ausgespuckt hatten.



Dann wurde es schön. Ganz für sich waren sie wieder, wie in Priene, wie in Milet und wie in Didyma: auf der oberen Agora, später an den Resten der Marienkirche, wo die Christen ihr drittes Konzil abgehalten hatten, und beim Rückweg auf der Arkadiane, die einst vom antiken Hafen, der schon vor vielen, vielen Jahrhunderten verlandet war, auf das Theater hingeführt hatte.



Auch das sumpfige Gelände des einstigen Artemis-Tempels, des antiken Weltwunders, von dem man ein paar verstreute Trommeln wieder zu einer einzigen einsamen Säule aufgerichtet hatte, auf deren Spitze ein Storchenpaar nistete, lag nachmittags ganz verlassen da, zwischen dem alten Ephesos und dem heutigen Selçuk.

Yüksel nahm die allmähliche Ermüdung seiner Kundschaft wahr und fasste sich kurz. Marc aber versorgte Ellas Wissbegier mit seinen Geschichten: Dass ein Herostrat, nur um berühmt zu werden, das Heiligtum genau in jener Nacht des 20. Juli 356 v. Chr. in Brand gesteckt habe, als die Göttin zur Geburt des Großen Alexander als Hebamme nach Pella eilen musste; oder dass das morastige Gelände einen Unterbau aus Tierhäuten, aus Leder nötig gemacht hatte.

»Mein Heraklit«, sagte er schließlich, »du weißt, der Dunkle, der Erfinder der Dialektik, der ist wohl auch auf den Stufen dieses Tempels gewandelt und hat den Pilgern verkündet, dass der Krieg, der Widerstreit, der Vater aller Dinge sei. Und dass alles fließt: Panta rhei. Paulus war später auch hier, drei Jahre lang. Epheser-Briefe. Und Maria, die Jungfrau und Gottesmutter, soll sogar hier gestorben sein. Irgendwie sei sie mit Johannes hergekommen, heißt es, dem Lieblingsjünger, der wahrscheinlich nicht der Evangelist war und auch nicht der Dichter der Geheimen Offenbarung. Die Apokalypse soll ja auf der Insel Patmos niedergeschrieben worden sein... Aber ich komme wieder vom Hundertsten ins Tausendste«, sagte er.

»Macht nichts«, gab Ella zurück, »ich kann noch gut und gerne folgen.«

»Aber vielleicht langweile ich dich, wie der arme Yüksel unsere müden Lehrer inzwischen langweilt.«

»Überhaupt nicht, im Gegenteil. Alles interessant und spannend, keine Sorge. Ich melde mich schon, wenn's mir zuviel wird«, sagte sie.



Drüben in Selçuk lagen unterhalb der türkischen Zitadelle die Ruinen jener Johannes-Basilika, die von Kaiser Justinian dem Lieblingjünger Jesu zu Ehren in leuchtend weißem Marmor erbaut, später bei einem Erdbeben zerstört worden war. In der Apsis fanden sie einen Gedenkstein, den man anlässlich des Besuchs von Johannes Paul, dem polnischen Papst, errichtet hatte. Bei klarem Sonnenlicht waren im

Tal die Isabey-Moschee, dahinter die einsame Säule des Artemis-Tempels und ganz hinten vor den blauen Bergen das von Nero erbaute Stadion des alten Ephesos zu erkennen.



Vor der Moschee aus der Seldschuken-Zeit, die Yüksel wichtig schien, erkannte Marc zu seiner Verblüffung den zwergenhaften zahnlosen Alten in ärmlichem Anzug wieder, der dort schon sechs Jahre zuvor seine Souvenirs verkauft hatte, damals allerdings noch ohne Base Cap. Er war gealtert und hatte sich jünger gemacht.

PARIS

Le Bataclan



Der Wein war ihm nicht gar so schlecht bekommen. Seit er nicht mehr rauchte, zwölf Jahre war das her, plagte ihn kein Kater mehr nach solchen Nächten. Für den Vormittag hatte Marc sich das Musée Picasso vorgenommen.

Zunächst aber wollte er zum Bataclan, dem Konzertsaal am Boulevard Voltaire im XI.

Arrondissement. Den Vergnügungstempel mit seiner chinesen Fassade hatten vier Jahre zuvor bei einem Auftritt der »Eagles of Death Metal« drei Jihadisten des »Islamischen Staates« gestürmt, mit ihren Kalaschnikows das Feuer eröffnet, das Publikum als Geiseln genommen, Handgranaten geworfen und 89 der jungen Leute ermordet. Einen der ISIS-Terroristen vom Bataclan hatte dann die Polizei erschossen, zwei weitere zündeten im Obergeschoss ihre Sprengstoffwesten.

Kurz vorher hatten Komplizen in Bars, Cafés und Restaurants der Umgebung wild um sich gefeuert und 39 oder 40 Menschen getötet. Mit einem schwarzen Seat war die ebenfalls dreiköpfige Mördertruppe marodierend durch das Quartier gezogen. An der Rue Alibert traf es ein kambodschanisches Lokal und die Bar »Le Carillon« gegenüber. 15 Menschen starben. Aus dem davonbrausenden Auto heraus wurde an der nächsten Kreuzung ein Mann in seinem Wagen erschossen. In einer italienischen Pizzeria, einem Waschsalon und einem Café an der Rue de la Fontaine-au-Roi gab es vier Tote. Als dort einer der Killer die überlebenden Gäste der ersten Salven auf der Terrasse einzeln hinrichten wollte, soll sein Schnellfeuergewehr Ladehemmung gehabt haben. Ein paar Meter weiter töteten die Schüsse aus dem schwarzen Seat einen Passanten. »La Belle Équipe« hieß die Bar in der Rue de Charonne, wo vier Minuten später 19 Gäste starben.

Das alles geschah nicht weit weg von der Redaktion des Satiremagazins »Charlie Hebdo«, wo im Januar jenes Jahres zehn Journalisten und ein Wachmann wegen der nachgedruckten dänischen Mohammed-Karikaturen ermordet worden waren. Auch der koschere Supermarkt, in dem ein Jihadisten-Duo zwei Tage darauf vier jüdische Kunden exekutiert hatte, lag nicht weit entfernt.

Begonnen hatte die Mordserie Minuten zuvor in Saint-Denis, der muslimisch geprägten Vorstadt im Pariser Norden. Am dortigen Stade de France, wo der amtierende deutsche Fußball-Weltmeister gegen die gastgebenden Franzosen spielte, sprengten sich drei Selbstmordattentäter, denen Securities den Zutritt zur Arena verweigert hatten, in die Luft und rissen einen Ägypter mit in den Tod. Zuallererst, vor dem über Stunden hinweg allmählich evakuierten Publikum brachte die Polizei den französischen Staatspräsidenten François Hollande und den deutschen Außenminister Frank-Walter Steinmeier in Sicherheit. Die französischen Fußballer mussten Stunden, die deutsche Mannschaft die ganze Nacht im Stadion verbringen. Schlimmes Schicksal, dachte Marc jetzt mit Hohn und Spott und erinnerte sich, dass Film und Fotos vom Trauermarsch der untergehakten Staatsleute nach dem »Charlie Hebdo«-Massaker im Januar sich schnell als Fake erwiesen hatte, für die Kameras arrangiert in einer Nebenstraße.

Am Ende zählte man 130 Tote und fast 700 Verletzte, um die hundert schwer. Die meisten der ISIS-Islamisten waren als syrische Flüchtlinge eingereist. Neben Paris war der Brüsseler Stadtteil Molenbeek Hauptstützpunkt dieser Gotteskrieger. Auch der mutmaßliche Bombenbauer war wohl im Oktober 2015 über die Balkanroute bis nach Deutschland gekommen und mit zwei weiteren Männern von einem der Drahtzieher der Massaker in einem Ulmer Hotel abgeholt worden. Die Donaustadt war neben Dinslaken und Berlin über Jahre hinweg zu einem Zentrum islamischer Fanatiker in Deutschland geworden.

Marc überlegte, ob er den Ort dieses Geschehens, an das unauffällig schlichte Inschriften erinnerten, Ella hätte zumuten können. Klar, sagte er sich, nachdem sie doch noch im Frühjahr im griechischen Distomo gewesen waren, wo im Juni 1944 SS-Männer 218 Frauen, Kinder und Alte bestialisch massakriert hatten. Klar, nachdem sie Auschwitz, Treblinka und Jad Vashem gesehen hatten.

Vielleicht nicht gleich zu Beginn. So hatten sie es schon in Polen gehalten, in Israel und Griechenland auch; oder in München, in Berlin, in Weimar oder im Harz, Dora Mittelbau, wo geschundene KZ-Häftlinge in feuchten und dunklen Stollen die V2-Raketen hatten montieren müssen. Es gab aber überall auch Anderes zu sehen als nur diese Orte des Schreckens.

Picassos Pornos



Auch bei Picasso dachte er an ihre möglichen Vorbehalte. In Berlin, Museum Berggruen, auch in Malaga, wo sie mit Granadas Alhambra, der Mezquita von Córdoba und mit der Giralda in Sevilla vor allem auch die andalusischen Zeugnisse einer Goldenen Zeit religiöser Toleranz unter den Mauren besuchen wollen, hatte sich Ella im Picasso-Museum von seinen alters-pornografischen Kritzeleien so abgestoßen gefühlt, dass sie sein nahes Geburtshaus gar nicht mehr betreten mochte: die gestrichelten Vaginen und Anusse seiner Frauen und Modelle - oder eher seiner senilen Fantasie.

Dabei lebten Ella und Marc eine Erotik ohne Tabus. Weder im Bett noch in Worten waren ihnen gewagte Schweinigeleien fremd. Sie sei nicht aus Zucker, hatte sie ihn von Anfang an ermutigt. Was er als »Wildern« bezeichnet und wofür er sie schüchtern um Erlaubnis gebeten hatte, das nannte sie unverblümt beim Namen und genoss es bald: Arschficken. Den Deep Throat »bis hinter die Biegung« trainierte sie geradezu mit Ehrgeiz und fand für die Stellung, wo sie rücklings mit überstrecktem Hals auf dem weißen Ledersofa liegend dem stehenden Marc ihre Kehle darbot, das frivole Wort »Canapé-Nummer«.



Von solchen Obszönitäten Picassos gab es allerdings kaum welche in diesem Palais namens Hôtel Salé, dessen Barock vor allem mit dem prächtigen Treppenhaus in einer eigenartigen Spannung zu den Werken stand. Dafür fand Marc ein anrührendes Selbstporträt aus dem letzten Lebensjahr Picassos - das ihn selbst als jenen jungen Maler mit Hut zeigte, der er vor Menschengedenken gewesen war.

Marc freute sich an der Affenmutter mit dem Matchbox-Auto als Gesicht, einer Offenbarung aus dem Kunstunterricht seiner Schulzeit: »Ich suche nicht, ich finde.« Das hätte auch Ella gefallen, wie die trüchtige Ziege daneben, dachte er.



Es gab wunderbare kubistische Porträts der Partnerinnen Dora Maar und Marie Thérèse, seine Variante von Manets »Déjeuner sur l'herbe«, ganz in Grün. Und es gab die Cézannes aus Picassos privater Sammlung.

Le Marais juif

Die nahe Place de la Bastille, wo sich Napoleon mit seiner Juli-Säule ebenso hatte verewigen wollen wie später François Mitterrand, die monarchisch-republikanische Sphinx, mit seiner Opéra Bastille, sie war ihm so etwas wie eine Gedenkpflcht als Geburtsstätte der Grande Révolution. Das schob er aber auf.

Dafür zog er die zweistöckige Sainte-Chapelle vor, den Inbegriff einer nicht nur im Glas ihrer Fenster so farbigen Gotik. Doch sie berührte ihn weit weniger als erwartet. Auch die Erschütterung bei der Nachricht von der brennenden Notre-Dame, wie sie ihn erst ein paar Monate zuvor so tief getroffen und berührt hatte, konnte er an den Bauzäunen vor der Kathedrale nicht mehr wachrufen.

Der ganze Jammer um den Verlust Ellas hatte ihn erfasst.



Stattdessen zog es ihn noch einmal zurück ins Marais. Am »Parvis des 260 Enfants« wurde an einer Tafel der jüdischen Kinder gedacht, die man vom Hof ihrer Schule weg verschleppt und in den Lagern im Osten ermordet hatte. Man sah über vielen Türstürzen Schilder in Frankreichs Nationalfarben oder gar mit Sträußen von Trockenblumen, womit an meist jüdische Widerständler aus der Résistance erinnert wurde. Dass es in der Rue de Rosiers all die jüdischen Geschäfte noch gab wie die gelb getünchte Patisserie Finkelsztajn, daneben das Brautmoden-Haus »La Rose du Désert«, um die Ecke die Librairie du Temple, aber auch den koscheren Metzger, eine Boulangerie in Blau oder die von Hungrigen überlaufenen Falafel-Imbisse; dass ein alter Jude mit Mantel und Hut ins lebhaftes Gespräch versunken mit einem jungen Kippaträger, gleichfalls ganz in Schwarz, in Richtung Place de Vosges eilen konnte – das alles tröstete, ja freute Marc trotz seiner abgrundtiefen Trauer.

Es erinnerte ihn an Treblinka, wo er sich mit Ella nur einen Augenblick lang über fröhlich lärmende Jugendgruppen – neben ihnen die einzigen Besucher dort – geärgert hatte, die ihre kleinen Israel-Fähnchen und ein paar große blau-weiße Banner mit dem Davidstern schwenkten, als sie plötzlich stehen geblieben war, ihn bei der Schulter gefasst, tief angeschaut und mit langsamem Kopfschütteln gesagt hatte: »Nein: Sie haben es nicht geschafft, die Mörder!«. Ihm waren die Tränen gekommen, und er hatte in grimmiger Genugtuung wiederholt: »Ja, du hast Recht: Sie haben es nicht geschafft!«

ISRAEL

Im Jahr vor jener Polenreise waren sie in Israel gewesen. Ursprünglich hatte Marc in Tel Aviv Quartier nehmen wollen, wie fünf Jahre zuvor mit Lena schon. In Jerusalem hatten sie damals nur eine zusätzliche Übernachtung im Österreichischen Hospiz gebucht und eine weitere im Kibbuz-Hotel Ma'agan am See Genesareth. Ella aber hatte bei der Planung jetzt den Vorschlag gemacht, es doch mal mit Hotels direkt im heiligen Jerusalem zu versuchen. Gute Idee, hatte Marc gefunden und an die nette Sottise gedacht, die er von einem israelischen Bekannten über die drei Städte gehört hatte: »Haifa arbeitet, Jerusalem betet, Tel Aviv feiert«.



Für die ersten Tage hatten sie also im Hotel »National« eingekcheckt, das nahe dem Damaskus-Tor im modernen muslimischen Teil Jerusalems lag und auch ganz arabisch geprägt war. Nebensaison ohne Ferien oder Pilgerwochen: Sie bekamen zum kleinen Preis eine großzügige Eck-Suite. Auch das Frühstück dort war im Rückblick das beste – mit Räucherlachs und mit Rührei, das ihnen bei Halbpension so gern als Grundlage für den ganzen Tag diente.

Danach hatte Marc drei Tage in Tiberias am See Genesareth gebucht, in einem jüdischen Hotel am Hang, mit Pool. Noch koscherer ging es in der dritten Unterkunft zu, einer familiären Pension in der sogenannten German Colony, die im 19. Jahrhundert am seinerzeit südlichen Stadtrand Jerusalems von schwäbischen Frömmlern der pietistischen Tempelgesellschaft gegründet worden war.



Den ersten Bummel vom Damaskus-Tor aus durch die fast menschenleeren Basare der nächtlichen Altstadt - nur eine rothaarige Schöne fiel ihnen auf, die scheinbar ganz vertraut mit einem orthodoxen Popen plauderte - hinüber zum Jaffa-Tor und dann zur Klagemauer, wo im Scheinwerferlicht noch eifrig gebetet wurde, beendeten sie auf der Dachterrasse des Österreichischen Hospizes an der Via

Dolorosa. Spontan hatte Marc sich damals mit Lena für eine Nacht in diese wienerische Oase mitten im Orient einquartiert. Er erinnerte sich gern, auch an die Melange auf der schattigen Terrasse des Cafés. Der Portier, Wiener Akzent, war wieder großzügig und ließ sie ein. Von dort oben bot sich ein unglaublicher Blick zum Turm von Kaiser Wilhelms Erlöserkirche und zur Zionskirche rechterhand, auf der Linken zum Tempelberg mit der Al-Aksa-Moschee und mit der angestrahlten Goldkuppel des Felsendoms.

Berg der Provokation



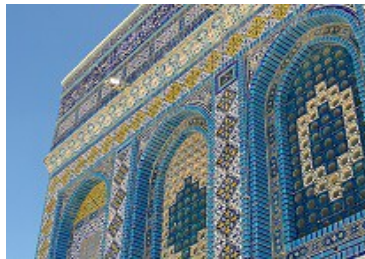
So schön wie der Felsendom hätte der Tempel Salomonis nicht und auch das Heiligtum des Herodes in all seiner Pracht kaum sein können. Anderntags hatte sich Ella die Seide eines luftigen blauen Kopftuchs umgelegt, um schicklich gekleidet den muslimisch verwalteten Tempelberg zu besuchen. Felsendom und Moschee waren für sie als Ungläubige nicht zugänglich, und schnell war auch ein gestrenger

Sittenwächter da, als sie, sacht händchenhaltend im Schatten der Pinien, über das Kidron-Tal zum Ölberg hinüber blickten.



Umgekehrt wurden sie auf einen Aufruhr mit Pfiffen und wütenden Allahu-Akbar-Rufen aufmerksam: Die Proteste einer Gruppe muslimischer Männer galten einem älteren jüdischen Paar, das sich mit seiner erwachsenen Tochter von einem schwerbewaffneten israelischen Soldaten über das Areal geleiten ließ. Nachdem dieses

wechselseitige Ritual von Provokation und Protest sein Ende gefunden hatte, wurde es wunderbar ruhig auf dem Tempelberg. Fast überirdisch leuchteten das Blau und das Türkis der Keramikfliesen am Felsendom. Auf den Wiesen picknickten ein paar wenige muslimische Mütter mit vielen Kindern.



Gruft und Auferstehung



Helena, die christlich getaufte Mutter des römischen Kaisers Konstantin, soll hier das Kreuz von Golgatha gefunden haben. Ihr spät zum Christentum bekehrter Sohn ließ dann am überlieferten Ort von Leiden, Tod und Auferstehung Jesu von Nazareth die erste Grabeskirche errichten, eine Basilika, die sich über Jahrhunderte und zahllose Zerstörungen hinweg zu einem

der wichtigsten Heiligtümer der Christenheit ausgewachsen hat, vielgestaltig und verwinkelt über mindestens drei Ebenen.

Dahin, gleich nach nebenan, begaben sie sich, nachdem sie vom Turm der Erlöserkirche wieder herabgestiegen waren, von dem aus hinter dem Panorama der ganzen Altstadt im Dunst die Sperranlagen nach Bethlehem hin zu erkennen waren. Diesmal toste an diesem Pilgerort kein solch frommer Jahrmarkts-Trubel wie Jahre zuvor, wo am Stein der Totensalbung Jesu und vor allem vor dem Glasfenster zum Golgatha-Felsen hin Geschrei und Gedränge der Gläubigen alle Grenzen des Erträglichen überschritten hatten.

Sogar die kleine Grabkammer selbst, diese Felsengruft, als Ort der Auferstehung wichtigster Angelpunkt des Christusglaubens, konnten sie ohne langes Schlangestehen betreten, durchgescheucht vom Hausmeister der muslimischen Familie Joudeh, die seit Saladins Zeiten zusammen mit der Familie Nusseibeh die Schlüsselgewalt der gesamten Grabeskirche innehat, die zänkischen Mönchsgemeinschaften im Zaum zu halten und die Pilger zu steuern versucht. Und auf der untersten Etage des so weitläufigen wie verwirrend verwinkelten Gebäudes, in der Kapelle der Kreuzauffindung, war es kühl und sogar ganz still.

An die schwerbewaffneten Soldaten in Schutzwesten hatten sie sich schon gewöhnt, als sie quer durch die Altstadt schlenderten, vorbei an einem Laden, in dem der arabische Händler ungeniert T-Shirts mit Arafat-Porträts und Palästinenser-Parolen neben witziger Werbung für die israelische Luftwaffe und die Armee der verhassten Besatzer feilbot. Vom Löwen-Tor aus kamen sie hinab ins Tal und gingen über den Bach Kidron.

Wo die Toten warten



An den christlichen Kirchen des Gartens Gethsemane vorbei stiegen sie steil zum Propheten-Grab hinauf, von wo man die ganze steinige Weite des jüdischen Friedhofs am Ölberg überschauen konnte, und wo darüber, vor der Silhouette der

Altstadt, die Goldkuppel des Felsendoms im Gegenlicht der Abendsonne glänzte. Ganz grazil war die schmale Sichel eines abnehmenden Mondes über dem Gräberfeld erschienen. Weit drunten war tatsächlich eine kleine Gruppe von lauter schwarzgekleideten Männern mit Hüten bei einem Begräbnis zugange.



Ella, sehr still und in Gedanken, öffnete ein kleines verrostetes Kästchen in der Form eines Giebelhauses, worin sich seltsamerweise nicht jüdische Gedenkstücke für die Toten fanden, sondern neben verloschenen und verlaufenen Kerzen ein Kruzifix aus Olivenholz mit silberner Christusfigur. Irgendwo unter diesem endlosen Steinfeld lag auch [Else Lasker-Schüler](#). Marc verehrte sie.

Vom Lion's Gate aus wollten sie auf direktem Weg das Damaskus-Tor erreichen und gingen durch die engen Gassen des arabischen Viertels. Auf einem kleinen Platz spielten Kinder, die sie plötzlich wüst zu beschimpfen begannen und dann mit Murmeln, Steinchen und kleinen Schraubenziehern nach ihnen warfen. Als Marc sie ziemlich laut zurechtwies, zog Ella ihn schnell weg: »Komm, lass sie, bitte! Geh'n wir weiter!«, drängte sie mit gedämpfter Stimme.

Denn sie hatte auf dem Dach eines nahen Hauses schon die schwarz gekleidete Gestalt eines Mannes entdeckt, der breitbeinig und mit verschränkten Armen an der Brüstung stand und den Knaben dann auch irgendetwas zurief. »Das ist Kindesmissbrauch«, sagte sie im Gehen. Marc wusste, was sie meinte, und gab Ella recht: »Allerdings, das auch«, meinte er. Auch er war freilich, trotz seines Zorns auf die kleinen Angreifer, letztlich doch froh und erleichtert, als sich im Dämmerlicht die Wege zum Damaskus-Tor hin allmählich belebten.

Widerstand

Früh am nächsten Morgen waren sie im Bus in Richtung Jordantal und Totes Meer aufgebrochen. Am Checkpoint unter dem Mount Scopus, der bis zum Sechstagekrieg als Hebrew University eine jüdische Exklave war, kontrollierten kaugummikauende Soldaten zwar scheinbar locker, aber doch streng und gründlich den Bus. Offenbar hatten die Grenzer keine Zweifel, dass Ella und Marc westliche Touristen waren. Sie verzichteten sogar auf das Vorzeigen der



Ausweise. Gleich danach führte die Autobahn stetig steil bergab. Jerusalem, die biblische »Stadt auf dem Berge« lag rund 800 Höhenmeter hoch, das Tote Meer gut 400 Meter tief unter dem Meeresspiegel. Bis zum Abzweig nach Jericho waren es vielleicht 30 Kilometer durch die Judäische Wüste, die bis auf ein paar Wellblechhütten und Pferche nomadischer Ziegenhirten menschenleer schien.

Drunten im Jordantal ging es an bewässerten Plantagen von Dattelpalmen und an der Oasenschlucht En Gedi vorbei, die Marc schon kannte, bis nach Masada. Irgendwo rechts musste auf halber Höhe der Felsen die Höhle von Qumran liegen, Fundort der biblischen Schriftrollen aus Pergament und Papyrus aus der Zeit der jüdischen Antike. Masada, die Herodes-Festung, war wegen des drei Jahre währenden Widerstands der tausend jüdischen Flüchtlinge gegen die römischen Belagerer bis in den gemeinsamen Freitod ein Nationalheiligtum des jüdischen Staates und neben dem Platz vor der Klagemauer lange Zeit der zweite Ort, wo die Soldaten der Tsahal, der Armee Israels, vereidigt wurden.



Über Marcs Faible für Helden schüttete Ella hin und wieder liebevoll ihren Spott aus. Jetzt machte sie sich lustig über seinen Plan, das 450 Meter hohe Plateau zu Fuß besteigen zu wollen. Sie schaute hinauf und sagte: »Dein Heldentum in Ehren, aber ich bin heut' keiner. Ich nehm' die Bahn, okay?« Es war wohl schon über 40 Grad heiß. Die Sache erledigte sich von selbst. Der Schlangenpfad war wegen der Hitze gesperrt. Sie nahmen beide die Seilbahn.



Kaum Leute sahen sie auf dem weitläufigen Areal - dafür Raben, viele Raben und ein paar Tauben, die Spaß am Fliegen hatten in dem heißen Wind, der von der westlich gelegenen Wüste her wehte. Ein

Kampffjet jagte südwärts über das Tote Meer. Eine Landebahn war zu erkennen, auch eine Art Sperrwerk im Wasser. Die Gemäuer, auch die des Herodes-Palasts samt seinen Thermen, die in drei Stufen von der Nordspitze des Plateaus herabhingen, waren nicht weiter interessant. Aber sie hatten Aura, fand Ella.



Eine kleine Reisegruppe ließ sich die aufgeschüttete Rampe erklären, über die den Römern im Frühling des nachchristlichen Jahres 74 endlich der Durchbruch durch eine Bresche gelungen war - um dann doch nur noch 960 tote Juden vorzufinden, tot bis auf zwei Frauen und fünf Kinder, die

den kollektiven Freitod überlebt hatten, wie und weshalb auch immer. Drunten im Westtal, beim einstigen Lager der Legionen, war auch so etwas wie ein Freilufttheater zu sehen, wo es wohl regelmäßig nächtliche Spektakel mit knalligen Lichteffekten gab, die der Guide auf Englisch wortreich wie ein akutes Weltwunder bewarb.

»Wär' nichts für uns«, sagte Marc zu Ella, »lass sie halt leuchten.«

Er freute sich an ihrem Outfit, das sie wie immer mit Bedacht gewählt hatte: weiße Base Cap, blaues Shirt, helle Capri-Hose. Und an ihrer ganzen hochgewachsenen Erscheinung, dem eigenwilligen, sehr aufrechten Gang, der etwas Burschikoses hatte, aber noch genug damenhafte Eleganz zeigte. Irgendwo mitten im Gelände, wohl an den Resten der Synagoge nahe der Durchbruchstelle der Römer, entdeckten sie ein Kabuff, in dem ein Jude mit weißem Hemd, Hosenträgern und schwarzer Kippa saß und konzentriert an irgendeiner Schriftrolle kalligrafierte. Er bemerkte sie nicht.



Tal des Lebens



Wo sich nicht weit vom Ufer des Toten Meers der Eingang zum En-Gedi-Tal öffnet, widmete Ella ihre Aufmerksamkeit einer eingepferchten Herde von kleinen, elegant gazellenartigen Ziegen. Dort sollte der junge David der Überlieferung nach Zuflucht vor dem Zorn Sauls gesucht haben. Marc meinte sogar, in einer der Höhlen hier spiele die Geschichte mit dem vom schlafenden Saul erbeuteten Fell, das der junge

Held der alten Bibel als Beweis vorgeführt haben soll, dass er den König hätte töten können. Auch hieß es, das Oasental habe in seinen Weinhängen das Liebespaar des Hohenlieds geborgen.

Sie wanderten hinauf bis zum Großen Wasserfall, in dessen Teich vor Jahren Lena ihr Bad genommen hatte. Ella hingegen, wasserscheu wie sie war, beließ es jetzt beim Kühlen der Füße. Er auch. Aber ein Bad im Toten Meer ließen sie nicht



aus, nachdem sie an der Badeanstalt des Kibbuz vorbei, wo die große Thermometer-Tafel in roten Ziffern stolze 49 Grad zeigte, über geradezu glühendes Gestein zum felsigen Ufer gelangt waren. Marc mochte dieses Baden nicht. Beim Brustschwimmen lag man höchst unbequem in einem ölig schweren Wasser, und das Salz brannte sich höllisch in jede noch so kleine Wunde, von denen er wie fast immer ein paar an seinen Händen hatte, dazu eine verheilende Blase an der Ferse.

Müde, wie sie waren, schliefen sie bald ein, nachdem sie ins Hotel zurückgekehrt waren. Nicht einmal Sex hatten sie noch. Das holten sie aber am Morgen ausgiebig nach, bevor sie frühstückten, ihre Sachen packten, auscheckten und mit der nagelneuen S-Bahn von der nahen Haltestelle zum Busbahnhof fuhren, um den Egged-Überlandbus in Richtung See Genesareth zu nehmen. Jetzt sahen sie, dass diese seltsam schmale Hängebrücke, die sie bei der Ankunft in Jerusalem so spektakulär begrüßt hatte, zur Bahn gehörte: Calatrava-Bridge, Chords Bridge oder Weiße Harfe genannt, wie Wikipedia wusste.

Soldaten, Bomben, wachsam sein

Ella fuhr nicht gerne Bus. Das aber war weniger ihr Problem. Am Busbahnhof hatte es erst drei Jahre zuvor einen vorläufig letzten Bombenanschlag gegeben. Busse überhaupt waren bevorzugte Ziele palästinensischer Attentate während der zweiten Intifada gewesen. Marc meinte sich zu erinnern, dass die von ihm so hochgeschätzte Schriftstellerin Zeruya Shalev auch in einem Bus oder an einer Haltestelle durch eine Bombe schwer verletzt worden war. Ihr »Liebesleben«, von ihm sehr empfohlen, hatte Ella freilich befremdlich gefunden.

Schon vor dem Abflug in Frankfurt hatte Marc ihr so zärtlich wie nachdrücklich einzuschärfen versucht, sie solle sich sofort auf den Boden werfen, wenn er »Runter!« schreien würde. Er hatte sich sehr bemüht, dabei alles Bestimmende im Ton zu vermeiden, wollte aber auch nicht unnötig Sorgen und Ängste schüren. Dass er umgekehrt auch auf ihre hohe Wachsamkeit und ihre ausgeprägte Beobachtungsgabe zählen konnte, war zwar klar. Wie sie allerdings ihren Alarm geben würde, das hatte sie ihm noch nicht verraten können.

»Kasernenhofton ist nicht so mein Ding«, hatte sie gesagt. »Versuch' halt du auch, mich im Auge zu behalten, oder wenigstens im Augenwinkel. Es lohnt sich vielleicht.« Sie hatten sich jedenfalls vorgenommen, dass sie gerade in Bussen dezent die Nähe der vielen bewaffneten Soldaten suchen wollten, die bekanntlich sofort schossen, wenn sie mit geschultem Blick einen sich anbahnenden Anschlag wahrnahmen. Von ihnen, so war die Überlegung, hielten sich Leute mit finsternen Absichten im Zweifelsfall dann doch lieber fern.



tatsächlich wie ein gewisser Schutz.

Schnell hatten sie sich an diese allgegenwärtigen Soldaten mit ihren MP's gewöhnt. Manchmal waren auch attraktive Mädchen darunter, denen der Kampfanzug ganz gut stand, wie Marc fand. Ella hob missbilligend die Brauen, als er ihr das mit einem breiten Grinsen sagte. Die Bewaffneten jedenfalls wirkten ihnen beiden trotzdem von Anfang an weit weniger bedrohlich denn

Die Fahrt war vor allem Ella lästig und langweilig. Auch als Marc ihr bei Megiddo, einem wichtigen Verkehrsknotenpunkt, von der biblischen Offenbarung und von Armageddon als dem Ort der finalen Schlacht zwischen Gut und Böse erzählte, auch davon, dass der ägyptische Pharaos Thutmosis hier syrische Fürsten niedergeworfen habe, und nicht gar so weit weg von hier, in Kadesch, Ramses der Große und die Hethiter nach einer gigantischen Schlacht den ersten Friedensvertrag der Geschichte abgeschlossen hatten, ließ Ella die reizlos vorüberziehende Ebene eher kalt.



Auch der markante, elegant gerundete Berg Tabor, auf dem irgendein frommes Bauwerk für die Verklärung Jesu zu erkennen war, interessierte sie nicht weiter. Er, der schnell entlaufene Theologie-Student, merkte wieder, dass sie kaum einen Bezug zu diesem Christlichen hatte. Dabei war Ella bekenntend religiös, mit dem »beseelten Kosmos« als göttlichem Zentrum, ihrem »Universum«. Marc hingegen hatte längst alles Religiöse völlig verloren und jeglichem Glauben restlos abgeschworen.

Nahe Nazareth fiel ihm der eigenartige, fast alpine Landhaus-Baustil der Häuser auf. Vielleicht war er arabisch, das war hier in dieser galiläischen Gegend die Mehrheit der Menschen. Aber deswegen wollte er Ellas Halbschlummer nicht stören. Allerdings merkte sie dann doch aus ihrer Schläfrigkeit auf, als der Bus den steilen Abstieg zum See hinunter begann. Irgendwo passierten sie eine Stelle, an der auf einer Tafel die Meereshöhe markiert war, unter die es dann noch gut zweihundert Höhenmeter hinab ging zum Kinnereth, wie der See Genesareth auf Hebräisch hieß.

Im oberen Teil von Tiberias lag das Hotel »Astoria«, dessen Lobby und Speisesaal so wenig ansprechend wirkten wie das gebuchte Zimmer selbst. Alles etwas angejährt und etwas düster. Das wurde aber ein wenig wettgemacht durch den nett angelegten Pool, wo sich das Paar in der Spätnachmittagssonne unter die jüdischen Familien mit ihren munter lärmenden Kindern mischte, um sich gleichfalls von der heftigen Hitze zu erfrischen, die nur ganz allmählich nachließ.

Heilige, Sünder, Wunder

Er schlief schlecht, trotz des vollen erschöpfenden dreifachen Programms und ihren ausgiebigen Übungen, seinen Schwanz tief bis hinter die Biegung zu verschlingen – sie dirigierte seine Bewegungen und gab Zeichen für das Ende dieses Deep Throat, er hielt sacht ihren Kopf. Wenn sie beim finalen Arschfick, von seiner Hand noch einmal heiß gemacht, kommen konnte, war das jedes Mal ein neues Fest. Es passte perfekt zur jesuanischen Sünderin Maria von Magdala.



Vielleicht lag alles an der hellen Mondnacht. Die Morgendämmerung über dem See war nicht weniger erhebend. »Senile Bettflucht«, flüsterte er entschuldigend, weil sie aufgewacht war, als er ans Fenster trat, um die bleiche Stimmung des mondenen Lichts zu fotografieren. Tiberias, obwohl eine der vier heiligen Städte des Judentums, war ein wenig schöner und ziemlich touristischer Ort. Marc erinnerte sich vom ersten Besuch her an eine mit grauenhaftem Lärm alles beschallende Strand-Disco.

Aber es war noch sehr ruhig, als sie früh am Morgen ins Tal hinunter gingen, um die vorbestellten Fahrräder in einem Hotel südlich der spärlichen Stadtmauerreste abzuholen. Auf halber Höhe, nahe dem Grabmal für den mittelalterlichen Gelehrten Maimonides, weideten zwei erbärmlich dürre Tiere in einem Pferch fast ohne jegliches Grün: eine Fuchsstute und ein schwarzbraunes Maultier. Sie taten Ella leid. Lang lag ihr trauriger Blick auf ihnen.

An Magdala vorbei, wo Archäologen unter Zelten gruben, fuhren sie links hinauf zum Berg des Seligpreisungen. Ellas Laune war gesunken, weil sie sowieso lieber lief als zu radeln, und zudem schon vor dem Anstieg, der sich bei brüllender Hitze dann quälend lang hinzog, hinter Marc Mühe hatte, den Anschluss nicht zu verlieren.

Er wollte die Anhöhe hinauf, um dort die Aura des Orts der Bergpredigt zu spüren. Oben, in der fast menschenleeren, baulich uninteressanten Klosteranlage mit einem großartigen Blick über den ganzen See, ließ Ella sich völlig erschöpft auf eine Bank fallen und keuchte:

»Ich brauch' Wasser!« Ihre Vorräte waren schon aufgebraucht.

»Hol' ich dir, klar. Warte kurz«, sagte er und streichelte ihr übers Haar. »Tut mir leid, ich habe echt nicht mitgekriegt, dass dir mein Tempo zu schnell war.«

»Schon gut«, meinte sie begütigend.

»Das war das teuerste Wasser aller Zeiten und Kontinente, 35 Schekel«, scherzte er, als er ihr wenig später die Flasche brachte.

Weil sie wusste um seine Sparsamkeit, wirkte ihr überschwänglicher Dank auf ihn halb spöttisch-sarkastisch, aber auch halb ernstgemeint. Ella war völlig abgekämpft und fühlte sich geradezu erlöst aus der Pein ihres Durstes. Es kam nur ganz selten vor, dass sie sich ihm gegenüber angesäuert zeigte. Aber sie war es, schon weil sie so etwas nicht leiden konnte, das sie als Niederlage, als Kapitulation empfand.



Wieder unten an der Uferstraße, kam gleich das nächste neutestamentarische Heiligtum in Sicht, auch das so fromm wie belanglos: Tabgha, die Stätte der Brotvermehrung, wohl wenige Jahre

zuvor von einer Brandstiftung schwer mitgenommen. Viel beeindruckender fanden beide, was ein paar Kilometer weiter von dem Fischerort Kafarnaum übriggeblieben und ausgegraben worden war. Siedlungsreste mit einem »Haus des Petrus«, von einer modernen Kirche überbaut und unter Glas, sind wohl so etwas wie eine Hauskirche gewesen, die einen urchristlichen Versammlungsraum ablöste.



Ganz allein waren sie in den Ruinen der nahen Synagoge aus weißem Kalkstein, die zwar aus nachchristlichen Jahrhunderten stammte, aber wohl genau jener Ort war, wo der Wanderprediger aus Nazareth sein Wirken begonnen hatte. Ella musste sich auf den Steinbänken in der schattigsten Ecke ausruhen.

Nur widerwillig wollte sie weiter und fragte immer wieder, wie weit es noch sei zu dem Ziel, zu dem es Marc zog. »Wir müssen ja schließlich auch noch den ganzen Weg zurück«, gab sie zu bedenken. Auch wenn sie mit der abseits der neuen Hauptstraße allmählich verfallenden Arik Bridge – sie spielte eine besondere Rolle bei den Kämpfen zwischen Syrern und Israelis in den Kriegen von 1948, 1967 und von 1973 – nicht viel anfangen konnte, wurde Ella doch belohnt. Denn nach ein paar vermüllten Buchten für Angler und Picknicker fanden



sie etwas abseits, mitten im Schilf ein wunderbares Plätzchen, wo sie sich zum Baden umziehen und im kalkig grünen Jordanwasser herrlich erfrischen konnten. Sie schwamm sogar ein bisschen. Marc wagte sich relativ weit flussaufwärts.

Froschkönigs Taufe

Der zweite Fahrradtag führte frühmorgens nach Süden. Nicht weit hinter dem Ausfluss des Jordan aus dem See fand sich Yardenit, die angebliche Taufstelle Jesu, wo jüdische Betreiber mit arabischem Personal für Pilgerchristen einen frommen Jahrmarkt betrieben, die sich gegen gutes Geld mit weißen Kleidern ausstaffieren und untertauchen ließen. Viel los war so früh noch nicht. Etwas weiter flussabwärts aber, wo sich unter den letzten, noch leeren Taufterrassen zahllose Welse tummelten, begann ein völlig verwunschener Flussabschnitt ganz im schattig satten Grün von Bäumen, deren Äste fast hinab bis ins heilignüchterne Wasser hingen.



»Mein Froschkönig«, sagte Ella und fotografierte Marc, der sich nach dem Bad auf einen kugelrunden Felsen im Fluss drapiert hatte und im Reiseführer las. Er lächelte, auch weil sie das Märchen schon mal gemeinsam als verschlüsseltes Symbol für die Wonnen des Blasens gedeutet hatten. Nur ein nervtötend aufjaulender Laubbläser störte von fernher das Idyll, das sie im heiligen Wasser auch für ein bisschen Sex genutzt hatten.

Durch die anwachsenden Pilgerscharen hindurch gingen sie zurück und fanden hinter dem anderen Ufer jenen kleinen Renault-Panzer, der am Kibbutz Degania als Symbol der jüdischen Heldentaten im Unabhängigkeitskrieg von 1948 verehrt wurde.



Noch in der Nacht der Staatsgründung durch David Ben-Gurion hatten Ägypten, Saudi-Arabien, Transjordanien, der Irak, der Libanon und Syrien das junge jüdische Land überfallen. Den syrischen Panzerangriff auf die zwei Kibuzzim stoppte ein einzelner Haganah-Kämpfer der weit unterlegenen Israelis, indem er den Panzer an der Spitze mit einem Molotow-Cocktail in Brand setzte. Die verdutzten Syrer sollen sich daraufhin zurückgezogen haben. Ein paar Kilometer weiter hatten verwegene israelische Soldaten im Sechstagekrieg von 1967 die als unbezwingbar geltenden Golanhöhen erstürmt.



Zwar hatte die Hitze allmählich abgenommen, aber zwischen zahllosen Seidenreihern, Krickenten und kleinen Kiebitz-Regenpfeifern konnten sie hinter dem noblen Kibbutz-Hotel Ma'Agan, wo Marc mit Lena logiert hatte, noch einmal ein erfrischendes Bad im See nehmen. Die Sonne senkte sich schon zum Sabbath. Der rituelle Ruhetag brachte das Land tatsächlich völlig zum Stillstand.

Feiern und sterben

Der Weg zur kleinen koscheren Familienpension in der German Colony führte an jenem Luxus-Hotel »King David« vorbei, das jüdische Irgun-Terroristen um den späteren Ministerpräsidenten Menachem Begin im Juli 1946 in die Luft gejagt hatten, um die auch bei den Arabern verhassten Briten aus deren Mandatsgebiet Palästina zu vertreiben. In dem englischen Hauptquartier starben wohl an die hundert Menschen.

Am Abend war ein ahnungsloser Mitarbeiter des »Little Colony«, wohl der Nachtportier, in das kleine Zimmer gekommen und hatte unbekümmert das Licht angemacht, als Ella und Marc mitten im Sex waren, leise allerdings, weil ihnen das Haus hellhörig erschien. Der junge Mann entschuldigte sich stotternd auf Englisch und auf Ivrit, und es war nicht zu übersehen, dass sein Gesicht knallrot angelaufen war, obwohl er eigentlich nichts Anstößiges mehr hatte bemerken können. Wachsam waren sie beide. Und nun hellwach.



In Tel Aviv, der weißen Stadt am Meer, gerade mal hundert Jahre alt, landeten sie anderntags vom Busbahnhof aus zunächst im Dizengoff-Viertel, wo es an dem kleinen Park namens Jakobsgarten eine Art Aktionskunst von irgendwelchen Besetzern zu sehen gab, die vor ihren Zelten eine grau uniformierte Feldscheuche in einen Liegestuhl drapiert hatten. Ella gefiel das.

Marc, der einstige Berliner Hausbesetzer, zuckte eher abschätzig mit den Achseln. Er konnte auch den etwas glatten Bildwerken nicht so viel abgewinnen, die als Kunst im öffentlichen Raum die Plätze zwischen Helena-Rubinstein-Museum, dem Konzerthaus Fredric Mann, dem Habimah-Theater und dem großartigen weißen Bau des Tel-Aviv-Museums zierten, vor dessen Portal immerhin ein Henry Moore stand. Sie gingen kurz ins Foyer.

Am Mahnmal für Jitzhak Rabin beim Rathaus am Platz der Könige Israels, der inzwischen seinen Namen trug, hielten sie für eine Minute des Gedenkens inne. Der Friedensnobelpreisträger – »ein Whisky-Trinker wie Winston Churchill, nur sanfter im Alter«, sagte Marc zu Ella – war dort im November 1995 nach einer leidenschaftlichen Friedensrede von dem jüdischen Rechtsextremisten Yigal Amir erschossen worden.

Marc wies Ella auf die vielen Häuser im Bauhaus-Stil hin, wiewohl er wusste, dass sie keine besonders ausgeprägte Ader für Architektur besaß. Das Gewühl des Carmel Market wollte er ihr zeigen, nicht ohne ihr noch einmal die »Runter!«-Absprache eingeschränkt zu haben, was sie, ihrem Blick nach, jetzt doch als etwas bevormundend empfand. Im Jahr 2004 hatte dort ein Suicide Bomber drei Menschen mit in den Tod gerissen. »Wir passen gut auf, ja«, hatten sie sich gegenseitig dann noch einmal versichert an dem Platz, wo das Gedränge zur Gasse des Markts begann.



Bei einem der Schmuckhändler hatte er ihr sechs Jahre zuvor den großen Türkis in Tropfenform gekauft, den sie jetzt, passend zur luftig blauen Spitzenbluse, am Silberkettchen um ihren Hals trug. Die Allenby und die Ben Yehuda Street hinunter, an den größeren Geschäften entlang, vor denen ausnahmslos Bewaffnete wachten, gingen sie zum kleinen braunen Haus des Staatsgründers David Ben-Gurion.

Dass sie dringend eine Toilette brauchte und damit an diesem Ort sofort auf volles Verständnis der Kassenfrau stieß, das traf sich ganz gut.

Gleich um die Ecke begann dann der fantastische Strand von Tel Aviv vor der Skyline all der Hotel-Hochhäuser, mit seinen locker verteilten Sonnenschirmen, Liegen und den zahllosen Sportlerpaaren, die sich dem Klack-Klack des Matkot hingaben, einer Art Squash ohne Wand mit Holzschlägern.



Fast am Ende der Strandpromenade nach Jaffo hin, ein wenig in den breiten Sandstreifen hineingebaut und jetzt umzäunt, gähnte leer die Ruine der Disco »Dolphinarium«. Dort hatte im Juli 2001 ein Selbstmord-Bomber der Hamas 21 junge Leute mit in den Tod gerissen, Teenager fast alle. Die Jüngste der Toten war eine 14-jährige Maria Tagiltseva aus Netanya. Den Namen nach, in roten kyrillischen Lettern auf den grauen Gedenkstein graviert, waren die meisten Getöteten russischer Herkunft gewesen.

Das alte arabische Jaffa, das ein paar hundert Meter weiter südlich begann, hatte einen völlig anderen Charakter. Die Araber, hieß es, waren bei der Vertreibung oder Flucht im Palästinakrieg, die sie Nakba nannten, von dort wohl zu großen Teilen in den Gazastreifen emigriert, der bis zum Sechstagekrieg ägyptisch war.

Zumindest zum Meer hin waren die einstige Altstadt und das Hafenviertel ein bisschen zum blasierten Schickimicki-Areal mit lauter Ateliers und Galerien, Boutiquen und Bistros heruntergekommen. Immerhin bot es den Fernsehteams die klassische Kulisse, den Blick auf den Strand und auf die in den Himmel wachsenden Hochhäuser Tel Avivs. Ellas ganze Aufmerksamkeit galt aber auch den zahllosen Katzen.

Mauern, Märtyrer, Ekstasen



Die Busfahrt von der First Station, Jerusalems ältestem Bahnhof - nahe der German Colony gelegen und offenbar zu einer Art

Kulturzentrum umgebaut - ins überraschend nahe Bethlehem verlief erstaunlich problemlos, auch die Kontrollen am Checkpoint bei diesen Sperranlagen, die höher waren als damals die Berliner Mauer. Außer ihnen saßen praktisch nur Frauen im Bus. Ella verbarg ihr Entsetzen über die monströse Mauer nicht. »Furchtbar«, sagte sie nur. Marc meinte: »Aber wahrscheinlich verdanken wir diesem Horror, dass wir überhaupt nach Israel kommen konnten.«

Gewissermaßen als Alibi für Dieter hatte Marc ihr vorab eine fiktive Studienreise nach Griechenland zusammenstellen müssen. Ihr Mann - »meine Familie«, sagte Ella - hätte sie sonst nie und nimmer nach Israel reisen lassen. Aus Angst und Sorge, der Sicherheit halber.

»Vor zehn Jahren wäre das selbst mir zu gefährlich gewesen, jedenfalls mit dir zusammen«, räumte Marc ein und rechnete vor: »Das waren um die tausend Bombentote in Israel während der zweiten Intifada. Auf Deutschland bezogen wären das mehr als zehntausend. Mit dem Mauerbau ist das dann tatsächlich drastisch zurückgegangen.«

»Du verteidigst deine Israelis immer«, erwiderte sie mit einem Anflug von Vorwurf.

»Nicht immer«, gab er zurück, »aber schon oft, da hast du recht. In diesem Fall sind die Fakten aber eben, wie sie sind. Das Blutvergießen ist weitgehend gestoppt. Kein antifaschistischer Schutzwall um die DDR wie Ulbrichts Berliner Mauer ist das, aber ein wirklicher, ein echter Schutz. Höher vielleicht noch und noch hässlicher.«



Auf dem Weg zur Geburtskirche kamen sie an eine Kreuzung, in deren Mitte ein hoher Laternenmast stand. Er war geschmückt wie in Deutschland ein Maibaum. Bei näherer Betrachtung wurden sie gewahr, dass dort mit Namen und Bild der Männer gedacht wurde, die als palästinensische Märtyrer oder als Gefangene der zionistischen Besatzer verehrt wurden.

»Seit Arafats Zeiten zahlt das die EU mit«, behauptete Marc, »dass die Familie eines Selbstmordattentäters eine Monatsrente von rund tausend Euro bekommt. Da braucht man sich über gar nichts mehr wundern, oder?«

Sie blickte ihn nachdenklich an, erwiderte aber nichts.

Bethlehem, seit jeher von arabischen Christen dominiert, zeigte jedoch auch sonst durchaus einen gewissen Wohlstand. Das sah man der Markthalle an mit ihrem reichen und liebevoll nach Orient-Art angerichtetem Angebot an Lebensmitteln unter dem Schatten des Dachs. Und man sah es auf dem weitläufigen Platz vor der Geburtskirche, wo sie sich zum Trinken und Reiseführerlesen niederließen, Ella aber bald begann, vor allem die verschleierte sehr schick und farbenfroh gekleideten Frauen und Mädchen zu studieren, die zu Besorgungen vorbeieilten. Hin und wieder fotografierte sie die Passantinnen auch heimlich mit dem Handy, wenn sie fast schon vorübergegangen waren.

Durch die seltsam winzige Tür, die einst wohl verhindern sollte, dass Berittene Bethlehems Pilgerstätte mit ihren Tieren entweihten, betraten Ella und Marc die Geburtskirche, deren düsteres Inneres mit seinen romanischen Säulen aus rotem Granit wegen Bauarbeiten teilweise abgesperrt war. Ein schöner, ein ruhiger und kühler Ort war der Kreuzgang der angebauten Katharinenkirche, wohin sie sich zunächst irgendwie verirrt hatten. In der Apsis der Hauptkirche stauten sich an den Baugerüsten vor der Treppe die Pilger. Die Guides laberten ohne Punkt und Komma auf ihre Gruppen ein, um bei den Leuten keinen Unmut aufkommen zu lassen. Gemeinsam mit diesen Pulks mussten sie warten, bis die Popen zweier anscheinend irgendwie rivalisierender Gruppen orthodoxer Gläubiger im Gewölbe ihr frommes Geschäft verrichtet hatten.



Schon auf der engen Treppe, die in die verwinkelte und niedrige Krypta hinabführte, waren die Gebete der Geistlichen und manch lautstarke Bekundungen religiöser Ekstase zu hören. Die Konfessionen nahmen sich dabei nichts. Vor der Heiligen Grotte, wo in einer Nische ein silberner Stern unter einem Altar den Ort der Geburt Jesu markieren sollte, umhängt von zahllosen Öllampen aus Messing, die Marc an die Weihrauchfässer seiner Zeit als Ministrant erinnerten, steigerte sich das in theatrales Drama. Eine junge Frau, eher weltlich und modisch gekleidet, warf sich wechselweise wimmernd und kreischend vor dem Stern nieder.

Weder Ella noch ihn berührte die Stätte besonders. In die Krippengrotte mit dem Altar der Heiligen Drei Könige, wo ein katholischer Priester vor seiner Gruppe pathetisch gestikulierend Gebete sprach, warfen sie nur einen kurzen Blick und verzichteten auch auf die Grotte der Unschuldigen Kinder, die Ella, wohl des Namens wegen, hatte sehen wollen. Sie war sowieso nur von der katholischen Katharinenkirche aus erreichbar, die seitlich an die Basilika angebaut war.



Schließlich hatten sie schnell genug vom Gedränge. Das Quantum an Kitsch war erfüllt. »Aber man muss es mal gesehen haben«, sagte Marc beim Hinausgehen über die andere Treppe. Dann traten sie wieder ans gleißende Septemberlicht auf den Krippenplatz, wo sie sich trotz der wie eine Mauer stehenden Hitze gleich viel freier fühlten. An einem Grill in der Gasse zum Markt orderte Marc einen Spieß von Lammnieren, Ella ein Schälchen Falafel.

Schwarze Stadt

Weil der Ausflug schon kurz nach Mittag beendet war, beschlossen sie am arabischen Busbahnhof nahe dem Damaskus-Tor, den Rest des angebrochenen Tages zu nutzen, ein Taxi zu nehmen und sich nach Jericho, also noch einmal ins Jordantal hinunter chauffieren zu lassen. Die vielleicht älteste Stadt der Welt - nicht die wichtigste der Westbank, das war Ramallah - interessierte ihn. Und Ella, unternehmungslustig und neugierig wie stets, wenn sie noch nicht müde war, auch. Mit einem Taxifahrer wurde man bald handelseinig. Er versuchte allerdings wortreich in englischen Satzketten zu erklären, dass man ein paar Kilometer hinter dem Checkpoint das Fahrzeug wechseln müsse. Es ging wohl um irgendwelche Konzessionen.

Dort, auf einem staubigen Platz vor dem gut bewachten Portal zu der festungsartigen jüdischen Bergsiedlung Ma'ale Adumim, entspann sich allerdings ein heftiger, giftiger und lautstarker Streit zwischen den arabischen Taxifahrern. Ein bisschen mulmig wurde ihnen schon, die längst im Fond der nächsten Droschke saßen und über die Hintergründe natürlich nur rätseln konnten. Der Sieger des Zoffs fuhr los, der Verlierer schimpfte ihm und seinen Passagieren noch zornig hinterher, während der erste Fahrer schon bald irgendwo in dem Männerauflauf verschwunden gewesen war.



Auf der großzügig geraden Straße zur Stadt Jericho hin kamen sie an einem protzigen Hotelklotz vorbei, den Marc für jenes vor allem bei zockenden Israelis beliebte Casino hielt, dem angeblich Palästinenser-Präsident Mahmoud Abbas seinen Reichtum verdankte. Am Taxiplatz vor der Altstadt, wo sie ausstiegen, wies Marc Ella auf einen hohen Fahnenmast hin, an dem über der Palästina-Flagge die schwarze Fahne des ISIS mit den weißen arabischen Schriftzeichen prangte. Rechter Hand stand der Neubau einer riesigen Moschee. Jericho selbst, anscheinend ohne ältere Gebäude, wirkte fast menschenleer und verlassen, was freilich an der Tageszeit und der Nachmittagshitze liegen konnte.

Auf einem vernachlässigten und etwas vermüllten Areal von verschiedenen Betrieben sprachen sie wegen des Weges ein paar junge Männer an, die vor ihrer Bäckerei mit dem Verladen von Paletten Fladenbrots und Hamburgern beschäftigt waren. Freundlich bekamen sie in gutem Englisch Auskunft: »Always straight ahead! Straight ahead! You can't fail it.« Jerichos Zentrum war ein runder Platz um den Oasenbrunnen herum. Auch er wirkte wie ausgestorben, jedenfalls kaum belebt. In einer Tourist Information bekamen sie einen Stadtplan, bei einer Filiale der Western Union Wechselgeld in jordanischen Dinar für das Rücktaxi, wie man ihnen geraten hatte.

Es gab nicht viel zu sehen in der ältesten Stadt der Welt, die seltsam leer und tot wirkte. Graue Friedenstauben am Brunnenrand über dem spiegelglatten Wasser, ein paar meist rostrote Katzen, von denen keine einzige Ellas krallenscharfen Augen zu entgehen schien, das war alles. Ella suchte dringend ein Klo und fand keins. Sie waren schon wieder am Taxiplatz. Nur die leere Moschee linkerhand bot Sichtschutz. Dahinter aber war offenes Gelände.

Sie blickten in den eher schmucklosen riesigen Gebetsraum mit einem blaugoldenen Schriftband entlang des Kuppelrings, wo weit vorn reglos, vielleicht schlafend, zwei Männer zu erspähen waren. Einer lag auf dem Boden, der andere saß mit zur Seite geneigtem Kopf in einem Plastikstuhl. Ella schlich sich ins Untergeschoss, wo verdreckte Waschräume lagen, wohl nur für Männer. Marc versprach flüsternd, am einzigen Treppenabgang Wache zu schieben und gelobte, wie ein Höllenhund und bis aufs Blut ihre Unversehrtheit zu verteidigen. Aber es war gespenstisch. Noch mulmiger war ihnen als beim Streit der Taxifahrer zwei gute Stunden zuvor.

Alles ging glatt. Sehr erleichtert gingen sie zum Taxihalt und fanden einen Kleinbus, der gerade starten wollte, wohl eine Familie, auf ihrem Weg nach Jerusalem. Man wurde schnell handelseinig. Die freundlichen Frauen - Mutter, Großmutter und die kleine Tochter - boten klebriges und sündhaft süßes Gebäck an, das Marc zwar höflich annahm, doch bald an Ella weitergab. Zwei junge Männer in modisch westlichem Outfit saßen vorn beim Fahrer.

Am Checkpoint mussten die beiden Burschen aussteigen. Wieder diese lässigen Schwerebewaffneten in schwarzen Uniformen, die wenig sagten und Kaugummi kauten. Die Jungs fügten sich. Sie mussten zurück, irgendwie, schienen aber damit gerechnet zu haben. Auch Marc spürte das tief Demütigende an dieser Prozedur, die so cool und routiniert wirkte, als wiederhole sie sich oft.



Die Frauen versuchten den aufgebrachten Fahrer und Familienpatriarchen zu besänftigen, während sich in den arabischen Vororten Ost-Jerusalems sich gar eine Art Aufruhr anzubahnen schien. Eine kleine Kolonne von schwarzgekleideten Soldaten marschierte auf der anderen Straßenseite auf. Der Fahrer wies seine Passagiere mit zornigen Gesten darauf hin und schimpfte

weiter. Mit abwechselndem Nicken und Kopfschütteln versuchten Ella und Marc ihm beizupflichten, was wiederum die Frauen freute.

Pally



Weil Marc noch zur ersten Station der Via Dolorosa wollte, wo man den Amtssitz des Pontius Pilatus als Ort der Verurteilung und Geißelung Jesu lokalisiert, die Antonia-Festung, nach Kleopatras Marc Anton benannt, betraten sie die Altstadt über das Herodes-Tor, hebräisch Blumentor genannt. Doch daraus wurde nichts.

Als die Gassen breiter und belebter wurden, kamen sie an einer Gruppe Jungs vorbei, die johlend einen jungen Hund quälten. Sie traten das völlig verängstigte Tier und schleuderten es am Schwanz im Kreis herum. Ella litt. Ihr Gesicht wurde rot vor Zorn. Marc ging auf die Halbwüchsigen zu, wollte sie abhalten, packte einen am Kragen, schubste sie mit zunehmender Wut weg von dem gepeinigten Welpen und schrie auf Englisch, sie sollten aufhören. Solche Barbarei sei gegen den Willen des Propheten.

»You are a shame, a shame for Islam, a shame for the prophete!«, brüllte er. Dabei blickte er auch fordernd die herumstehenden älteren Männer an, die aber nur mit den Achseln zuckten und ihm klarmachten, das gehe ihn nichts an. Es wurde bedrohlich, aber Marc hörte nicht auf. Ella kannte das und bekam allmählich Angst. Sie fürchtete Ärger oder Schlimmeres und zog ihn schließlich davon. Erst widerwillig, aber dann doch einsichtig wie immer in ihre Fürsorge, fügte er sich. Sie hörten, wie die johlenden Jungs den winselnden Welpen bald weiter peinigten und unbeeindruckt ihren unendlichen Spaß daran fanden.

Sie waren kaum hundert Meter gegangen, hörten kein Jaulen mehr, aber immer noch den barbarischen Frohsinn der Tierquäler, da stoppte Ella plötzlich und rief: »Ich ertrag' das nicht! Ich ertrage das nicht!«

»Was willst du tun?«, fragte Marc. »Du hast doch gesagt, ich soll aufhören und hier keine Schlägerei anzetteln.«

»Komm!«, sagte sie, »wir müssen dem Hundchen helfen. Das ist *auch* ein göttliches Geschöpf.«

Göttliche Wesen, göttliche Geschöpfe, so nannte sie Kinder, so nannte sie Tiere, so nannte sie manchmal ihre MS-krankte Mutter im Wachkoma.

Sie machten kehrt.



Ella ging entschlossen auf die Gruppe zu, schob die verdutzten Burschen weg, packte den fast schon mittelgroßen Mischling mit seinem struppigen, grau-braun-weiß gescheckten Fell, nahm das zitternde Tier auf den Arm und eilte mit ihm energischen Schritts davon.

»Was hast du vor?«, fragte Marc, der eng an ihrer Seite geblieben war.

»Nur weg«, antwortete sie, »nur weg mit ihm.«

»Aber wohin? Irgendwo aussetzen? Wir können ihn doch nicht im Flieger mitnehmen.«

»Egal, nur weg.«

»Mir fällt da was ein«, sagte er. »Wir fragen im Österreichischen Hospiz. Das ist ja nicht weit. Das sind Christen. Vielleicht sogar Franziskanerinnen. Die sind tierlieb.«

Sie klingelten, schilderten dem Portier ihr Anliegen über die Sprechanlage, und der öffnete das Tor. Ella hatte den Hund immer noch auf den verschränkten Armen und wirkte erschöpft. Ganz so welpenleicht war er nicht mehr, aber Marc hatte einfach vergessen zu fragen, ob er mal übernehmen sollte. »Setzen S' sich und warten S' bitte kurz«, sagte der Pförtner in höflichem österreichischen Tonfall und streichelte das Tier, »ich ruf' die Frau Oberin.«

»Pally, wir nennen ihn Pally«, sagte Ella. »Die Pallies«, das war in ihren Gesprächen eine Kurzform, mit der Marc so etwas wie spöttische, kritische Sympathie für die Palästinenser auszudrücken versuchte.

»Und wenn es ein Mädchen ist?« fragte er.

Sie schaute nach.

»Tatsächlich«, sagte sie. »Aber Pally passt auch für ein Mädchen.«

Nach ein paar Minuten kam eine Nonne im weißen Ornat die Treppe herunter und stellte sich als Schwester Bernadette und Vize-Rektorin des Hauses vor. Offenbar war sie schon ins Bild gesetzt und konnte auf Marcs Frage nach ihrem Orden hin erklären, was es mit der Congregatio Jesu auf sich habe: Es sei ein den Jesuiten verwandter Frauenorden, der sich insbesondere der Mädchenbildung widme und wegen seiner englischen Gründerin in Österreich und Bayern auch als »Englische Fräulein« bekannt gewesen sei. Seine Münchner Großtante Pauline, erinnerte er sich, war im Nymphenburger Internat tatsächlich von Englischen Fräulein zur Hauswirtschafterin erzogen worden. Da erinnere er sich richtig, sagte die Nonne lachend, das könne tatsächlich sein.

Aber schnell wandten sie sich - Ella interessierten diese Dinge natürlich weit weniger als das gequälte Geschöpf - wieder dem eigentlichen Anliegen zu. Schwester Bernadette, der sie ganz offensichtlich sympathisch waren, ließ sich die Leidensgeschichte des misshandelten Hundes ausführlich erzählen und sagte bald darauf, sie habe da eine Idee. Sie sollten ein wenig Geduld haben, sie wolle telefonieren. Die Wartezeit wurde nicht lang mit dem Hund, der zu zittern aufgehört hatte, vom freundlichen Wiener Portier mit einem Schälchen Wasser versorgt worden war und immer zutraulicher wurde.

Als die Oberin wieder bei ihnen war, erzählte sie, eine christlich arabische Hausangestellte, die in der Nachbarschaft wohne, käme gleich vorbei.

»Sie kann sich tatsächlich vorstellen, den Hund bei sich aufzunehmen«, sagte sie. »Ihrer ist nämlich vor ein paar Monaten gestorben, und sie war sehr, sehr traurig darüber.«



Ein paar Minuten später kam eine jüngere Frau mit blondiertem Haar herein, leger in Jeans, mit schwarzem Shirt und schwarzen Ballerinas gekleidet und tatsächlich mit einer Hundeleine in der Hand. Die Oberin stellte sie mit Namen vor und fragte noch einmal nach den Namen der Gäste. Schnell zeigte sich: Der Adoption stand nichts im Wege. Man war sich sofort sympathisch.

Sie fragten, wie sie sich erkenntlich zeigen könnten für die großmütige Nothilfe. Aber die Oberin wehrte ab: »Das ist doch kein Gefallen für Sie, sondern für dieses arme Geschöpf Gottes! Natürlich können Sie was spenden, wenn Sie wieder in Deutschland sind.«

Vor allem Ella war tief dankbar.

»Wir werden das tun – und nachfragen, wie es ihr geht«, versprach sie. »Wir haben sie Pally getauft«, fügte sie noch an.

Ihr Gesicht leuchtete von Glück. Nach einer Weile verabschiedeten sie sich und verließen das Hospiz. Obwohl das nicht statthaft war, wandelten sie umarmt durch Jerusalem und legten die halbe Stunde vom Jaffa-Tor bis zur German Colony wie im Schweben zurück.

Die Halle der Kinder



Mit Bus und Bahn fuhren sie am nächsten Tag nach Jad Vashem. Viele Stunden verbrachten sie in der Gedenkstätte. In deren Hauptraum, der Halle der Erinnerung mit der Asche aus allen KZ's und Vernichtungslagern, war kurz zuvor der Kranz eines deutschen Staatsbesuchers aufgestellt worden. Manche der Mahnmale kannte Marc noch nicht. Manche hatten sich ihm, auch wenn Einiges hart den Rand des Kitsches streifte, tief eingepägt, wie der Viehwaggon auf den schräg ins Leere ragenden Gleisen einer abgebrochenen Brücke.

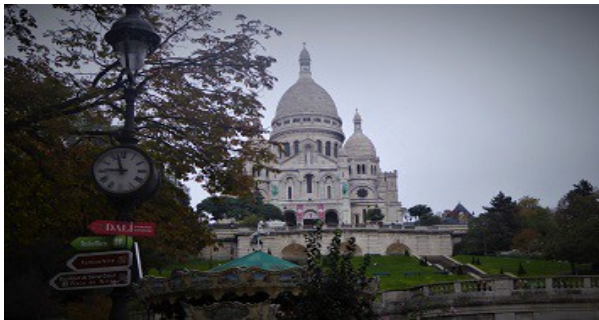
Die Halle der Namen betraten sie, wandelten dann lang auf der Allee der Gerechten, wo sie die Tafel beispielsweise für Berthold Beitz und seine Frau, für Oskar Schindler oder für den dänischen König Christian X. fanden - wie er auf Friedhöfen eigentlich immer alles fand, was er suchte, und manchmal mehr. Ellas Augen waren rotgeweint, als sie aus der Finsternis in der Halle der Kinder wieder ans Licht trat. In seinem Kopf dröhnte noch lang die Litanei der Namen in ihrer endlosen Monotonie nach. Im Tal der Gemeinden, aus dem leuchtenden Kalkstein Jerusalems geschlagen, waren sie eine Stunde lang allein und suchten Städte wie Eppingen, woher ihr Vater stammte, oder wie Meppen, wo sie aufgewachsen war, oder wie Haigerloch, Hechingen, Buchau, Baisingen, Wankheim, die vernichteten jüdischen Gemeinden ihrer Region.

Mit dem nahen Mount Herzl und den Ehrengräbern dort konnte Ella weniger anfangen, begleitete ihn jedoch bereitwillig wie immer: Theodor Herzl selbst, Jitzhak Rabin, Golda Meir und Jerusalems Bürgermeister Teddy Kollek lagen da begraben, aber auch ein Yoni Netanjahu, Bruder des aktuellen israelischen Ministerpräsidenten. Er war als Kommandant bei der Befreiungsaktion von Entebbe getötet worden. »Weißt du«, sagte Marc zu ihr, die »Bibi« Netanyahu überhaupt nicht mochte, »da haben damals deutsche Terroristen wieder Juden selektiert.« Und er erzählte ihr die ganze Geschichte von der Flugzeugentführung nach Uganda aus dem Jahr 1973. »Ja, ein Held«, schloss er.

Am Abend spazierten sie noch zu jenem seltsamen Mount Zion mit seinem Abendmahlssaal im gotischen Stil, über den er schon beim letzten Mal den Kopf geschüttelt hatte, aber auch mit seinem besonders wehrhaften Tor, aus Saladins Zeit, wie die ganze Stadtmauer. Nebenan fanden sie nur ein kleines Schild mit dem Namen Oskar Schindlers über der verschlossenen Eisenpforte zum Franziskaner-Friedhof, wo der Judenretter von Krakau begraben lag. Sie verabschiedeten sich von der Klagemauer. Dort wurde, wie am ersten Abend, im gleißenden Scheinwerferlicht fleißig gebetet. Er steckte zwei Zettel in die Mauer, den einen mit den Namen von Lena und seinen Söhnen. Auf den anderen hatte er neben Ella seinen eigenen Namen geschrieben, und dabei an seine Depressionen gedacht.

PARIS

Das Waschboot



Schon vor neun Uhr war Marc am Fuß des Montmartre angekommen und hatte gleich die Standseilbahn Funiculaire bestiegen. Sacre-Cœur, die Basilika des Heiligen Herzens, hatte ihn schon seinerzeit als katholischer Kitsch komplett kalt gelassen, als Paris die erste Station einer Interrail-Reise war, die ihn mit Lena weiter nach Südfrankreich, ins

endlich franco-freie Spanien, durch das Portugal der linken Nelkenrevolution und nach Marokko führen sollte, das damals ein hipper Sehnsuchtsort für orientalisches-arabisches Zauber und für Haschisch-Träume war - weit besser und leichter erreichbar als Afghanistan, Nepal oder Goa. Doch die Panoramaterrasse vor Sacre-Cœur war damals wie heute ein schöner Platz, wo Marcs Blick jetzt über die ihm zu Füßen liegende Stadt schweifen konnte. Trotz der Kälte und dem Grau des Novembers war die Aussicht gut.

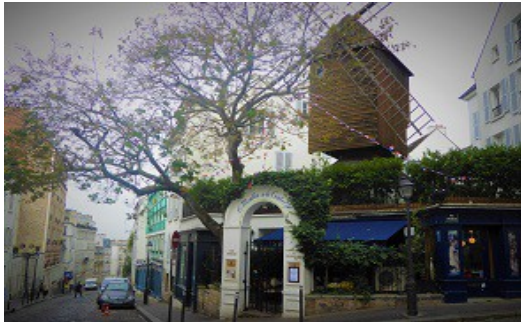
Im Quartier drumherum waren um diese Tages- und Jahreszeit nur das bloße Inventar und die tote Kulisse des Touristenrummels zu sehen. An der kleinen Place Émile-Goudeau versuchte er die Reste der Luft und der Magie zu atmen, die damals in den irgendwann abgebrannten und längst abgerissenen Bretterbuden des Bateau-Lavoir zumindest einen wichtigen Teil der künstlerischen Moderne geboren hatte.



Picasso hatte hier die »Demoiselles d'Avignon« gemalt, die zickige Gertrude Stein hatte ihm hier für ihr Porträt Modell gesessen. In den anderen Ateliers hatten Leute wie Juan Gris oder Amedeo Modigliani gearbeitet. Kubistenfreund Georges Braque, Henri Matisse oder die Avantgardisten Apollinaire und Jean Cocteau waren zum Zechen und Streiten gekommen. Picassos bacchantisches Bankett für

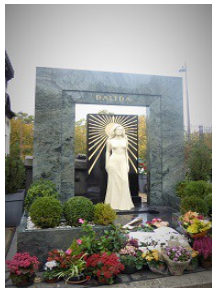
Henri Rousseau, den malenden Zöllner, war auch im Bateau-Lavoir gestiegen. Des Gedichts vom »Bateau ivre« wegen, dem »Trunkenen Schiff«, dachte Marc an Artur Rimbaud.

Dalida, Heine und Mathilde



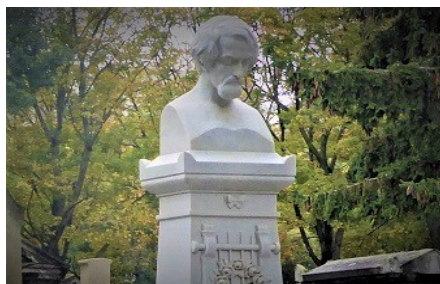
Er kam an der »Moulin de la Galette« vorbei, die geschlossen war, aber mit Infotafeln warb. Mehr als das bekannte Renoir-Gemälde im Musée d'Orsay beschäftigte ihn dort eher zufällig die Sängerin Dalida, die ihm nur ein vager Begriff als Chanson- und Film-Ikone der Franzosen gewesen war und die hier offenbar ihren stets reservierten Tisch gehabt hatte. Dass sie sich - von

Liebeskummer gebrochen und von Depressionen, vielleicht auch vom Whiskey zermürbt - noch in den Jahren von Reife und Schönheit, nicht erst als schon Verblühte, das Leben genommen hatte, könnten ihm die Info-Schilder, vielleicht auch das befragte Smartphone vermittelt haben.



Halb in Trance gelangte Marc jedenfalls zu ihrem wie eine Festung ummauerten Haus, wo man sie am 3. Mai 1987 tot und mit der auf ein Blatt gekritzelten Nachricht [»La vie m'est insupportable. Pardonnez-moi.«](#) aufgefunden hatte. Auf dem Friedhof Montmartre führte sein erster Weg zu ihrem Grab am oberen Rand des Totenparks, das samt der ganzen Umgebung eine mit Goldglanz umstrahlte Kitsch-Statue in reinem Weiß beherrschte - ein Pilgerort wie Jim Morrisons Grab auf dem Père Lachaise. Ihrem Sarg sollen 40 000 Menschen gefolgt sein.

Zwar hatte er keines der Lieder [Dalidas](#) im Ohr, keine Filmszene im Gedächtnis. Aber ihr Typus, schlank, kräftig und hochgewachsen, mit rotblondem, welligem und langen Haar, erinnerte Marc an Ella.



Auf diesem Cimetière lagen auch Zola, Balzac, Degas, Jacques Offenbach, François Truffaut. Aber eigentlich interessierte ihn nur ein Grab: das von Heinrich Heine, in dem übrigens auch seine »Frau Heine« - Mathilde, wie er sie getauft hatte, geboren als Augustine Crescence Mirat - unterm weißem Marmor der Dichterbüste begraben lag. Schon um Maras willen, seiner reifen, damals verheirateten Jugendliebe wegen,

die den Dichter verehrte, war der Besuch ihm Pflicht. Aber auch ihm selbst bedeutete er viel. Heines Lithografie-Porträt von Horst Janssen mit der Aufschrift »das letzte europäische Ereignis von Rang« hing über seinem Bett.

»Heine und ich, bei weitem die ersten Artisten der deutschen Sprache«, das stammte von Nietzsche, Thomas Mann hat es zitiert. Karl Kraus leider nicht, Heines kongenialer Kritiker. Lauter Hausheilige. Für Mara fotografierte er auch das Haus von Heines Matratzengruft, zweiter Stock in der Rue d'Amsterdam 54, sein Sterbehaus in der Avenue Matignon 3 nahe den Champs-Élysées, wo über einer winzigen Bronzetafel der Edel-Coiffeur Alexandre frisierte, und das er zwischen dem Arc de Triomphe und dem Élysée-Palast aufsuchte. Noch am Abend bekam sie die Bilder per Mail nach Leipzig gesandt.

Die Sphinx



Am Arc de Triomphe de l'Étoile, also an der direkt nach dem Tod des großen Generals umgetauften Place Charles-de-Gaulle, war das Zentrum jener Sichtachse zwischen Louvre, Concorde-Obelisk und La Défense, die dessen Nachfolger François Mitterrand mit der Grande Arche vervollständigen wollte.

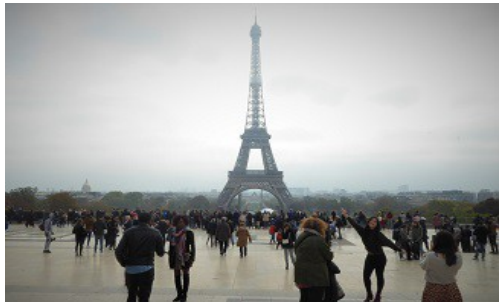
Die krebskranke sozialistische Sphinx hatte es ja vom Beginn der Präsidentschaft an eilig, ihren epochalen Rang direkt hinter dem Korsen und gleich neben dem Lothringer mit mythisch und historisch aufgeladenen Großbauten, Mitterrands »Grands Projets«, und in symbolschwangeren Linien zu verewigen: mit der verpfuschten Opéra Bastille,



der Nationalbibliothek, der Glaspyramide von I.M. Pei, dem Meister des Lichts, im Goldenen Schnitt als Formprinzip – als neue Mitte des Louvre, wo fast genau der alte Nullmeridian verlaufen war; aber auch mit dem Parc de la Villette samt dem Technikmuseum, einem Konzertsaal und der Musikakademie auf dem Areal des einstigen Schlachthofs im alten Arbeiterviertel; oder mit dem geheimnisvollen Denkmal auf dem Marsfeld, das der Menschenrechts-Erklärung und dem Citoyen gewidmet ist und zahllose verborgene Bezüge zum pharaonischen Ägypten hat, aber auch zum Tempel Salomons oder zu den Freimaurern.

Im Park von Schloss Rambouillet, dem Sommersitz der französischen Könige und Staatspräsidenten, hatte Mitterrand – wie einen Nachen, den der Fährmann über den Styx hinab zum Hades steuert – eine geräderte ägyptische Sonnenbarke mit exakter Fahrtrichtung und Blick zum Tempel des Pharaos Ramses II. in Abu Simbel aufstellen lassen. Selbstverständlich trug der bronzene Schiffer die Züge des staatspräsidentialen Steuerhelfers.

Für Marc war die Grande Arche, die nicht wirklich ein Bogen, aber von einer überwältigend schlichten Schönheit und monumentalen Eleganz ist, eine Ikone moderner Architektur. Er hätte es Ella wohl vermitteln wollen. Vielleicht hätte sich ihre Ignoranz der Baukunst gegenüber an diesem Ort ein wenig untergraben lassen. Der Élysée-Palast, wo inzwischen der jugendliche Emmanuel Macron als Nachfolger der de Gaulle, Giscard oder Mitterrand residierte, war mit viel uniformierter Staatsmacht weiträumig abgesperrt und gesichert.



Auf den Terrassen des Trocadéro machte Marc es den Massen nach und knipste ein paar Selfies mit dem Marsfeld und dem Eiffelturm als Kulisse. Er wollte am Abend prüfen, ob der Schmerz über die Trennung seine Gesichtszüge schon verwüstet hatte, oder ob es all der Alkohol über all die Jahre und die letzten Tage war. Es gab da aber auch Leute, die offenbar das fatale Foto nachzustellen versuchten, das Hitler zwischen Albert Speer und dem hündisch verhuschten Bildhauer Arno Breker zeigt.

Der Blinddarm



Auf dem Eiffelturm war er nur mit den Söhnen gewesen, um ein Versprechen einzulösen, damals bei der Gotik-Reise durch Frankreich: Straßburg und Reims - dessen Kathedrale der Urgroßvater hatte beschießen müssen - Laon und Amiens, Beauvais, Chartres und Notre Dame.

Die Killing Fields von Verdun mit dem Beinhaus-Denkmal am Fort Douaumont hatten sie damals zudem besucht, auch die Invasionsstrände der Normandie, im Film von Robert Mitchum, John Wayne und Henry Fonda mit ihren Männern erstürmt. Die Steilfelsen der Pointe du Hoc hatte der Lt. Col. James Earl Rudder mit seinen 225 Rangers erklettert und unter schwersten Verlusten erobert – Helden, auch wenn Marc wusste, dass die deutschen Verteidiger ihre gefürchteten 155-mm-Geschütze zuvor noch rechtzeitig aus den Bunkern ins Hinterland zurückgezogen hatten. Eine rostige Panzergranate hatte Julian beim Schnorcheln an Omaha Beach entdeckt, und Marc hatte sie vom Meeresgrund geholt. Und kurz nacheinander waren ihnen zwei Wolfsbarsche an die Angel gegangen, die sie dann gemeinsam mit anderen deutschen Campern auf dem Platz hoch über dem Strand von Vierville-sur-Mer gegrillt und verzehrt hatten.



In der Bretagne hatte Marc, nachdem er auf dem praktisch schon ganz leeren »Camping de l'Océan« die Zelte aufgebaut hatte, Daniel am abendlichen Strand von Plouhinec zusammengekrümmt und leise jammernd vorgefunden. Tagsüber hatten sie sich vom Mont Saint-Michel beeindruckt lassen. Dem gängigen Drucktest nach – rechtsseitig Schmerz beim

Loslassen - war das tatsächlich eine Blinddarmentzündung, zumal der Bub fühlbar Fieber bekam und litt. Die Platz-Concièrge war nett und hilfsbereit. Sie versuchte vergeblich, einen Arzt anzurufen, zweifelte dann aber, ob die örtliche Gesundheitsstation nach dem Ende der Saison überhaupt noch besetzt war. In Quimper oder in Douarnenez sei das nächste Hospital.

Marc hatte schon die Pfanne mit den Cuisses de grenouilles in Knoblauchsahne vorbereitet, die sie mit Baguette und Tomatensalat essen wollten. Er legte Daniel ins Zelt, deckte ihn sorgsam zu und sagte ihm, wenn das Fieber nicht nachlasse, werde er ihn sofort nach dem Festmahl, auf das sich alle gefreut hatten, ins Krankenhaus fahren.

»Könnte schon Blinddarm sein«, sagte er. »Aber keine Bange. Meinen hat man mir rausoperiert, da war ich sechs. Hab's überlebt, wie du siehst. Angeblich bisschen gewimmert nach dem Aufwachen, behaupten Oma und Opa. Sogar Tränchen seien geflossen. Glaub' ich aber nicht. Verleumdung. Ich doch nicht!«, witzelte er, um ihn aufzumuntern. Dem Bub war aber nicht wirklich nach Scherzen zumute.

Die Froschschenkel waren köstlich. Doch der Zwölfjährige aß fast nichts, stöhnte still, aber hörbar, und jammerte zwischendurch. Das Fieber hatte keineswegs nachgelassen. Der Drucktest war immer noch eindeutig, der Kopf ziemlich rot.

»Du bekommst 50 Francs, für alle Fälle«, sagte der Vater zum größeren Sohn. »Der Platzwartin sag' ich noch einmal Bescheid. Ich habe ihre Nummer. Und dann fahren wir. Nach Quimper sind es vielleicht vierzig Kilometer, der Karte nach. Höchstens eine Stunde. Ich werd's schon finden. Krankenhäuser sind auch in Frankreich gut ausgeschildert. «

»Und wann kommt ihr zurück?«, fragte Julian.

»Das hängt davon ab, was die Ärzte da sagen«, antwortete Marc. »Und was sie tun wollen. Kann sein, dass sie ihn dabehalten. Ich bin sicher, dass es Blinddarm ist. Vielleicht operieren sie sogar, vielleicht sogar sofort. Dann bleibe ich, bis er wieder aufwacht aus der Narkose. Nach Deutschland zurückfahren wäre jedenfalls Schwachsinn. Normalerweise bin ich aber bis spätestens morgen Früh zurück. Wenn es je länger dauern sollte, aber das glaube ich nicht: Da ist oben an der Straße ein kleiner Supermarché, da kriegst du ganz sicher Croissants. Die werden sie dir schon geben, auch wenn du erst 14 bist«, frotzelte er. »Zu trinken ist noch genug da. Von meinem Wein lässt du aber die Finger, klar?«.

Julian lachte etwas gequält auf. Er war ziemlich verunsichert, auch als großer Bruder in Sorge um den kleinen. Doch er hielt sich tapfer.

»Der Camping-Laden ist schon zu, hat die Madame gesagt. Aber sie hilft dir sicher weiter... Wir müssen los. Mach's gut, mein Großer. Wird schon schiefgehen.«

»Kopf hoch, Diebeltschick«, sagte er zu seinem kleinen Bruder - das war einer jener Fantasienamen, mit denen Julian seine Mitmenschen gern bedachte - und er fügte an:

»Gimme five!« - sie klatschten sich ab, wie das im Fußballverein üblich war.

Als Marc das kranke Kind auf die Rückbank packte, zudeckte und ihm noch eine Trinkflasche in die Hand gab, sagte er: »Ich verspreche dir, du kommst auf den Eiffelturm, und wenn ich dich auf den Schultern hochschleppe. Dein Bruder ist mein Zeuge.«

Das zunehmende Wimmern von der Rückbank trieb ihn an. Marc fand das Centre hospitalier de Cornouaille ganz problemlos, einen riesigen Beton-Komplex von Polyklinik. Er fuhr direkt zur Rampe für die Notarzwagen, betätigte die Sprechanlage und bat um Einlass. »Appendicitée« hieß das französische Zauberwort, das er dem Sprachführer entnommen hatte und nie mehr vergessen sollte. Der Junge stöhnte. Er musste zwar nicht getragen werden, ging aber mühsam und gebeugt, beide Hände an den Unterbauch gepresst.

Man hieß sie warten, und nach einigen zehn Minuten kam eine junge blonde Ärztin. Die Untersuchung verlief der Verständigung entsprechend. Den Drucktest, den Marc ihr nahelegen versuchte, kannte sie offenbar nicht. Danys Fieber war gesunken, eine gemessene Temperatur knapp über 38 Grad wirkte auch nicht mehr dramatisch. Man könne zur Sicherheit eine Röntgenaufnahme machen, bot sie an, um den wachsenden Unwillen des Vaters zu besänftigen.

Eine knappe Stunde später hingen zwei Röntgenaufnahmen am Leuchtboard. Der Zustand des Zwölfjährigen wirkte zwar weiterhin eher stabil als akut. Marc war sich jedoch völlig sicher, in dem grellweiß leuchtenden Fortsatz einen hochgradig entzündeten Blinddarm zu erkennen. Sie aber schüttelte den Kopf, schob die Unterlippe vor, zuckte mit den Schultern, breitete die Hände aus und wiegelte ab: »C'est de l'air«, sagte sie. Marc explodierte: »Was? Ein verklemmter Furz? Ich glaube, Sie spinnen!«, rief, nein schrie er auf Deutsch und fügte in irgendeinem Französisch, dazu sicherheitshalber auf Englisch an, er verlange nach einem weiteren Arzt.

Die Diensthabende blieb beherrscht und sagte: »D'accord. Attendez, s'il vous plaît. Je vais appeller un collègue.«

Noch vor der Tür - Daniel hatte auf einer Liege bleiben dürfen - fing Marc den kleinen, drahtigen Arzt ab, der aus der Kinderabteilung im fünften Stock herbeigerufen worden war und sich als »Docteur Moussu, bonsoir Monsieur«, vorstellte. Nordafrikanischer, leicht rötlicher Typus, mit Kraushaar. Er schaute eher kurz nach dem Jungen und trat vor das Leuchtboard, wohin ihn Marc drängte und auch die Ärztin schließlich rief.

Ein paar Sekunden schaute der Doktor auf die Bilder, dann sagte er nur:

»On va opérer.«

»Maintenant?«, fragte Marc überrascht, sofort?

»Oui, Monsieur, c'est urgent.«

Dringend. Die junge Ärztin schwieg.

Sofort war ein Rollbett da. In der fünften Etage wurde der Junge binnen einer Viertelstunde gerichtet und in den OP-Saal geschoben.

»Mach's gut, mein Sohn«, sagte der Vater, drückte seine Hand und strich ihm über die Stirn, die heiß und feucht war. »Ich bleibe da, bis du wieder aufwachst.«

Daniel nickte nur.



Die Operation dauerte nicht besonders lang.

»Tout s'est bien passé. Aucun problème«, sagte der Arzt, als er hinter dem Rollbett heraustrat.

»Merci, merci bien, Monsieur«, stammelte Marc. »Merci, Docteur Moussu, merci milles fois. Vous lui avez sauvé la vie...«

In einer halben Stunde würde er wohl aufwachen und ansprechbar sein, meinte die Infermière, die Krankenschwester, die den Patienten ins Zimmer schob. Das stimmte so ungefähr.

»Es ist alles gut gelaufen, Dany, hat der Arzt gesagt«, hauchte ihm Marc ein paarmal ins Ohr. »Tut dir was weh?« Irgendwann nickte der Junge kaum merklich, und irgendwann schlug er auch kurz die Augen auf. Marc sah, dass sie voll Tränen waren.

»Ich bleibe noch ein bisschen da, dann muss ich los«, sagte er. »Dein Bruder ist ganz allein auf dem Campingplatz und macht sich sicher Sorgen. Wir kommen morgen früh beide zu dir, sobald er ausgeschlafen hat, okay? Zwei, drei Tage wirst du hier bleiben müssen, haben sie gesagt. Und dann Eiffelturm, versprochen.«

Daniel nickte.

Auf der Fahrt zurück zum Campingplatz leerte Marc fast die ganze Flasche Rotwein, die er mitgenommen und schon mal entkorkt hatte, und rauchte die vier oder fünf Zigaretten, die er sich aus seinen gesammelten Kippen recycelt hatte. Denn zum Tabak kaufen hatte es nicht mehr gereicht.

Daniel wirkte leidend, auch wenn sein Bruder ihn mit Scherzen aufzuheitern versuchte. Bei einem der Besuche zeigte eine Schwester dem Vater das Behandlungsbuch. Zu seiner Überraschung konnte er sehen, dass das Kind Morphium bekam. Wäre in Deutschland unmöglich, dachte er sich, echte harte Drogen bei diesen Furzklemmern?... Und einmal stand dahinter in der letzten Spalte mit ordentlicher Krankenschwesternschrift: »Il sourit!!«

Er lächelte tatsächlich auch wieder, als sie hoch auf der Pointe du Raz standen, dem sturmuftosten westlichsten Punkt des Finistère. Er lächelte, als er mit zwei Kissen unterm Hintern auf einem Stoppelfeld mit Blick auf die ferne Kathedrale von Chartres selber eine Runde autofahren durfte, den Bruder auf dem Beifahrersitz.

Und er lächelte, als sie vom Eiffelturm auf ein Paris blickten, das in der Herbstsonne leuchtete.

»Docteur Moussu! Vergiss den Namen nie mehr!«, sagte der erleichterte Vater zu ihm, als sie zu dritt zurück zum Campingplatz fuhren, »der Mann hat dir das Leben gerettet.«

»Du aber auch ein bisschen«, sagte der Ältere.

Ein gewisses Grundmisstrauen gegen Diagnosen, kritische Skepsis gegenüber Blendern und Scharlatanen, medizinischem Mittelmaß und wissenschaftlichen Wichtigtuern, aber auch einen tiefen Respekt vor wirklicher Heilkunst wollte Marc seinen Söhnen eigentlich noch anheim geben, merkte aber rechtzeitig, dass sie dafür nicht in der Stimmung und wohl doch auch noch zu jung waren.

Blicke



Jetzt, Jahrzehnte später, blieb es beim Blick von den Trocadéro-Terrassen, wo ihm natürlich die Doku-Bilder vom [gespenstischen Besuch Hitlers im menschenleeren Morgengrauen des eroberten Paris](#) nicht aus dem Sinn gingen, wie am nächsten Nachmittag beim Blick auf den Sarkophag Napoleons im Invalidendom auch wieder.

Dazwischen lag sein Besuch im Musée d'Orsay. Gauguin hätte Ella gewiss interessiert, wie schon in Essen, allein der ethnologischen Tochter wegen, die auf



Samoa ein Forschungspraktikum gemacht hatte. Van Gogh geht immer, auch die Kirche von Auvers-sur-Oise, die Marc so mochte. Degas' Komposition des »Déjeuner sur l'herbe« hätte er ihr ebenso engagiert zu erklären versucht wie die Wirkung auf Cézanne oder Picasso. Den Skandal des Bildes aber hätte sie wahrscheinlich sofort verstanden. Doch Gustave Courbets Provokation des »L'Origine du monde«, den bewundernden Blick auf das weibliche Geschlecht, die

weibliche Scham, für Marc keineswegs pornografisch, die hätte sie freilich vehement abgelehnt, da war er sich sicher.

Die Zeitgrenze von zwei, höchstens drei Stunden in einem Museum mit ihr hätte er auch im Louvre, der am nächsten Tag anstand, einigermaßen einzuhalten versucht, da war er sich gleichfalls sicher. Das hatte sich immer bewährt, auch für ihn. Ob in Berlin oder Rom, in München oder Jerusalem: Diese drei Stunden waren ein guter Richtwert. Selbst in Auschwitz oder Treblinka. Drei Stunden.

Inhalt

I.	.....	1
II.	.....	14
III.	.....	23
PARIS	.....	23
	Hochgeschwindigkeit.....	23
	Bescheidene Verhältnisse (Paris).....	25
	Quartier Latin.....	26
	Deux Magots.....	27
IONIEN	.....	28
	Das Haus Alexanders (Priene).....	29
	Die Geburt des Denkens (Milet)	30
	Göttliche Zwillinge (Didyma).....	31
	Vor dem Tor (Troja).....	33
	Der Dunkle am Tempel (Ephesos)	35
PARIS	.....	38
	Le Bataclan.....	38
	Picassos Pornos	40
	Le Marais juif.....	41
ISRAEL	.....	42
	Berg der Provokation (Jerusalem).....	43
	Gruft und Auferstehung (Grabeskirche).....	44
	Wo die Toten warten (Ölberg).....	46

Widerstand (Masada).....	47
Tal des Lebens (Am Toten Meer).....	49
Soldaten, Bomben, wachsam sein (Zum See Genesareth) ...	50
Heilige, Sünder, Wunder (Tiberias, Kafarnaum, Jordan)....	52
Froschkönigs Taufe (Jordan, Yardenit)	54
Feiern und sterben (Tel Aviv).....	55
Mauern, Märtyrer, Ekstasen (Bethlehem).....	57
Schwarze Stadt (Jericho, Jerusalem).....	60
Pally (Jerusalem).....	62
Die Halle der Kinder (Jad Vashem).....	65
PARIS.....	70
Das Waschboot (Montmartre).....	70
Dalida, Heine und Mathilde (Montmartre II).....	71
Die Sphinx	72
Der Blinddarm (Bretagne).....	73
Blicke (Eiffelturm, Musée d'Orsay).....	77
POLEN.....	80
Die Villa, der Wawel (Krakau, Plaszów).....	80
Robert.....	87
Schatten am Viehwaggon (Auschwitz).....	89
Geständnis.....	92
Das Weiße Haus (Warschau).....	93
Vergewaltigung.....	101
Der letzte Weg (Treblinka).....	102
Sunny.....	104
An baltischer See (Danzig).....	108
Reinhard.....	112
Im dunklen Wald (Rastenburg).....	113
Genug.....	117
PARIS.....	126
Von Nike zu Lady Di.....	126

ROM.....	130
Neros Geist.....	131
Mönche und Soldaten (Monte Cassino).....	133
Vulkanisches (Neapel, Pompeji, Sorrent).....	134
PARIS.....	138
Gotik und Islam (Saint-Denis).....	188
Unterm Halbmond (Marokko, Andalusien).....	141
Allerheiligen (Saint-Denis)	143
Autenrieths Tod.....	145
Im Gelass.....	160
Mails.....	164
IV.	170
NÜRNBERG.....	175
Später Sondermüll.....	178
Dürer und Kaspar	180
Weltgericht	181
Der Reiter (Bamberg).....	183
Ein Held (Königsbronn).....	185
ELSASS.....	187
Das Lama am Tempel (Sainte-Odile, Donon).....	187
Der Blutberg (Hartmannswillerkopf).....	188
Granit des Größenwahns (Natzweiler-Struthof).....	189
Froschschenkel.....	190

WEIMAR.....	194
Blöcke, Öfen, Bärenzwinger (Buchenwald).....	195
Menschen im Hotel (Apolda).....	198
Gartenhaus, Fuge und Führerhotel	198
Dichterhäuser, Sterbehäuser	200
Burgen, Bach und Burschen (Eisenach).....	202
 HARZ.....	 205
Im Hexen-Land (Brocken).....	205
Unterirdisch (Mittelbau-Dora).....	208
Fliegenpilze (Dreiländereck).....	211
Der falsche Heinrich (Quedlinburg).....	213
Klang und Stille (Halberstadt).....	214
Verleugnung.....	215
 BERLIN.....	 221
In Nietzsches Welt (Röcken bei Lützen).....	221
Kiez und Ku'damm, Kunst und Kommunisten	223
Bei den Toten	226
Ausnahmezustand (Corona I).....	230
 MÜNCHEN.....	 237
Der Judenknax	237
Die Geburt des Bösen (Berchtesgaden).....	244
Das Fest, die Bombe, zwei Abstürze.....	247
Lockdown (Corona II).....	250
Im Nike-Saal (Polling).....	255
Doppelte Begegnung.....	257
Prozesse.....	258
Barbara.....	259

GRIECHENLAND.....	261
Am Areopag (Athen).....	261
Über den Kanal (Korinth).....	263
Frauengeschichten (Mykene).....	265
Die große Liebende (Epidauros).....	267
Im Sommerland (Pylos, Olympia, Akrokorinth).....	269
Licht und Düsternis (Delphi und Distomo).....	272
Nationalhelden (Athen).....	275
Das Massaker (Distomo, Athen).....	277
V.	280
Ein schneller Tod.....	280
Nicht einsam sterben.....	284
Das Begräbnis.....	287
Razzia	292
INHALT.....	297

© Martin Bernklau, Tübingen 2022